Germ. gen. 735

F <36611205120014
<36611205120014
Bayer. Staatsbibliothek

R

Hist. German.

Neue Bewaffnung

neues
Frankreich

neues
Theutschland

von

Oken.

Mit 2 Kupfern und 1 illum. Charte.

Jena
in der Cröker'schen Buchhandlung.
1814

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zur
Kriegskunst.

Okens

Ueberlegungen

zu einer

neuen Kriegskunst.

VII.

Herbstferien 1811.

Per Dio, questo la mente
Talor vi mova; e con pietà guardate
Le lagrime del popol doloroso
Che sol da voi riposo
Dopo Dio spera: e pur che voi mostriate
Segno alcun di pietate,
Virtù contra furore
Prenderà l'arme; e fia 'l combatter corto:
Che l'antico valore
Ne gl' italici cor' non è ancor morto!

Man hat über manche meiner Schriften den Kopf geschüttelt. Wie ich aber dazu komme, mich in die Kriegskunst zu mischen, werden viele vollends nicht begreifen. Ich weiß, daß die, welche nichts von Kriegskunst verstehen, es nicht begreifen können, und lasse ihnen daher gern ihre Meinung. Hatte ich doch zuvor eine ähnliche, die sich von der der meisten andern nur dadurch unterschied, daß sie dabei jedes wissenschaftliche Bestreben ehrte und anerkannte. Mögen die Nichtbegreifenden sich nur dieses zu Gemüth führen, dann werden sie schon einen großen Theil von den Menschenbeschäftigungen einsehen. Wer aber Kriegskunst versteht, der begreift mich, der weiß, daß nur diese Wissenschaft und Kunst dem freien Mann geziemt, und daß er die andern dem Sklavenstand zu überlassen hat, so lang es einen solchen gibt. Die Zeit, welche ihr mit Romanen- und Flugblätterlesen vertändelt, man kann in solchen Zeiten wohl sagen, schändlich verschwelget, und welche ihr mit Betrachtungen und Aerger und weibischer Reue über die Vergangenheit aus Mangel an Benehmungskunde verbrütet oder vermurmelt, habe ich mit Nachdenken für eine andere Zeit zugebracht, und daher meine Amtsgeschäfte nicht versäumt, vielmehr dadurch vollkommener verrichtet.

Seit meinem siebenten Jahr war Mathematik mein Studium, und ich hätte mich sogleich dem Soldatenstand gewidmet, wären nicht Verhältnisse entgegen gestanden.

Jezt bin ich Gelehrter von Stand, und als solcher ist mir in unserer Zeit nichts fremder als Kriegskunst. Ich habe in meinen Wissenschaften mit soviel Fortgang gearbeitet als einer, habe jezt schon so wichtige und soviele Entdeckungen gemacht als einer, habe soviel Theorieen erschaffen, umgeschmolzen, wieder erweckt als einer, habe so kräftig die gelehrte Welt in Bewegung gesezt als einer, werde eben so stark angefochten und eben so sehr geachtet als einer, zähle soviel Feinde und soviel Freunde als einer: Ich könnte daher mit meinem Fach zufrieden sein, und bin es auch — allein dem freien Mann geziemt die Wehrkunst!

Laut des obigen muß ich die Gelehrsamkeit kennen, sie zu schäzen, zu lieben wissen. Um so eher muß ich Vertrauen erwecken, wenn ich dieses alles, was ich geleistet habe und noch leisten kann und werde, für nichts achte gegen die Wehrkunst.

In dieser Kunst sind alle Künste vereinigt, in dieser Wissenschaft alle Wissenschaften, in dem, der sie zu üben versteht, alle Talente. Hätte ich diese, wie würde ich mich glücklich schäzen! Die Kenntnisse von dieser königlichen Kunst habe ich mir gesammelt, und darum steh ich da und staune sie an, zerknirscht von dem Gefühl sie nicht erreichen zu können.

Wozu soll ich sie nennen die Wissenschaften und Künste, welche zur Kriegskunst nöthig sind! Es sind mit einem Wort alle, die ihr euch denken könnt. Zunächst Mathematik besonders Geometrie, Trigonometrie, Mechanik und Hydrostatik, dann Technologie im ausgebreitetsten Sinn des Worts, Brücken- Schiff- Wasser- Straßen- Schanzenbaukunst, Physik, Chemie, Feurwerker- Gieß- Schmiedkunst, Land- und Staatswirthschaft,

Geographie, Geognosie, Geschichte, Religionen- Völker- Naturkenntniß, Moral, Recht, Politik, Psychologie, und was soll ich weiter herzählen! Alle Geistesvermögen müssen sich mit Bewußtsein vereinigen. Besonnenheit, Muth, Scharfsinn, schneller Entschluß, Strenge, Reulosigkeit, Klugheit, Auslockungs- Täuschungs- Uebertölpelungs- Zauderungskunst, Schnelligkeit, vor allem aber Ergebung und Mangel an Eitelkeit. Und diese Kunst wolltet ihr nicht achten, diese wolltet ihr nicht alle ergreifen, wenn ihr könntet! Macht euch nur damit bekannt, und ihr werdet mir folgen.

Billig sollte jeder Mann Soldat sein, seine Zeit dienen, damit er diese Wissenschaft erlernte und diese Kunst übte, um dann für immer, wo es Noth thut, als Soldat auftreten zu können. Der Soldatenstand ist gefürchtet und verhaßt, eben weil er ein besonderer Stand ist, in dem man lebenslang von der übrigen genießenden menschlichen Gesellschaft gleichsam abgeschlossen bleiben, und so zu sagen dem Leben abschwören soll. Ist aber jeder Soldat, sobald es gilt, und ist er ausser dieser Zeit, was er sein will, wie es bei den Alten gewesen, dann ist der Soldatenstand nicht fürchterlich, denn es gibt keinen; dann hat jeder Achtung vor dem Adel dieser Kunst, denn jeder ist ein Glied davon. So, meine ich, sollten wir Soldaten sein, und in diesem Sinn lege ich meine bisher gepflegten Wissenschaften nicht zurück, und in diesem Sinn achte ich die Wehrkunst und anerkenne die Krieger über mir, weil sie ausser meinen Wissenschaften noch eine andere besitzen, die jedem Menschen geziemt, ja welche die einzig menschliche ist. Den Menschen schickte der Römer ins Feld; der Sklav hütete das Haus und die Weiber. Sind wir denn da, um die Weiber zu hüten?

Dieses, damit ihr mich versteht. Solltet ihr dennoch nicht, so ist euch nicht zu helfen. Wollt ihr aber Kriegskunst studieren, so fangt an mit:

Fäsch's Regeln und Grundsätze der Kriegskunst, aus den besten Schriftstellern zu-

 sam-

sammengetragen. Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich. 8. Dieses Buch sollte jeder Mann gleich der Tabakspfeife in der Tasche tragen.

Was nun folgt, ist das Resultat mehrjährigen Nachdenkens und Vergleichens, und jede Behauptung, jede Anordnung, jede Aenderung, wenn sie auch noch so klein und unbedeutend scheinen mag, ist durch und durch überlegt, und ist gewiß die best mögliche gegen die jetzige Art Soldaten zu kleiden, zu bewaffnen und den Krieg zu führen. Von vielen Vorschlägen sind aus guten Gründen die Gründe weggelassen.

Ich verlange, um zu siegen, nur zwei Dinge, Kopf in den Anführern, Herz in den Soldaten. Beides bildet einen vollkommen organisirten Leib. Ohne Kopf ist das Herz toll, ohne Herz ist der Kopf bewegungslos.

Das Verlangen aber ohne Geben ist das Gebrechen des Tags. Ueberall ertönt das Geschrei, seid so! seid so! Verlangen, daß dieser Herz, jener Kopf habe, wenn sie einmal deren nicht haben, ist unsinnig.

Wie ist also zu helfen? Es gibt nur zwei Mittel; entweder diejenigen, welche Kopf und Herz haben heraussuchen, oder beides ihnen geben. Ich verlange, um über Hunderttausend von Truppen, wie sie jetzt sind, zu siegen, nur 24000 Streiter von Kopf und Herz; und ich habe das Vertrauen zur Menschheit, daß sich soviele heraus finden lassen, allein wer kann sie suchen vor dem Versuch. Unversucht gibt es keinen Muth, vielleicht auch keinen Kopf.

Es ist auch dem beherztesten Mann nicht zuzumuthen, daß er sich hinstelle, um sich todt schießen zu lassen.

sen. Ein solch herrlicher Muth verliert seinen Zweck und seine Stütze; denn er ist nicht von der Vernunft gebilligt.

Aller Muth muß gegeben oder gestützt werden. Ohne dieses ist kein Muth zu finden. Ein Heer ist ein zitternder Haufen. Ich rede aus eigener Empfindnng. Ich war dabei und habe Herz genug zu gestehen, daß ich damals das Herz verloren hatte, so wie die Tausende, die um mich und neben mir zitterten. Ein jeder muthvoller Soldat wird gleiches Geständniß thun; der es nicht thut, ist wahrscheinlich ein Feiger.

Wie ist der Kopf zu finden, das Herz zu geben?

Den Kopf kann man nicht geben; man muß ihn suchen, oder vielmehr, er muß sich zeigen können, und man muß ihn pflegen. Es ist daher Herz von Kopf durchaus verschieden, und kein Uebertreffen in dem einen berechtiget auf die Ansprüche des andern. Die Stellen des Kopfdienstes können nicht nach der Auszeichnung des Muths vergeben werden und umgekehrt. Für beide muß aber gleicher Rang sein. Noch weniger eignen Alter, Rang oder gar Reichthümer zu Geistesstellen; jedoch sind sie mehr zu berücksichtigen, als man jetzt will gelten lassen, weil bei solchen Eigenschaften gewöhnlich mehr Bildung zu erwarten ist.

Wo Kopf ist, ist auch Ehre. Die Ehre ist nur das Vertrauen auf seine geistige Kraft, und wer daran zweifelt ist es, der unsere Ehre kränkt. Eine andere Ehre ist eine Treibhauspflanze, die nur so lang dauert, als getrieben, übertäubt, als überprediget wird. Wenn die Ehre nur eingetrichtert werden muß, macht sie betrunken, und bringt die Fratze hervor, die man jetzt Point d'honneur nennt, mit all den abentheuerlichen Folgen.

Wer sich selbst vertrauet, hat allein Ehrgefühl, und ihr habt nicht nöthig zu rufen, habt es! Wie wollt ihr

ihr es mit elenden Worten, oder barbarischen Zwangsmitteln geben, wenn ihr den Grund nicht bauet, worauf es von selbst wächst!

Leider hält man jetzt die Ehre fürs Höchste im Krieg, weil man an allem andern, an Vaterlandsliebe, an Religion, an Vertrauen, an Geschicklichkeit, an Wissenschaft, an Selbstgefühl nackt ist. Die Ehre ist die Blume, nicht die Wurzel, von Handlungen die zur Selbstständigkeit führen. Warum haben wir in der neuen Zeit keine solche Beispiele von Aufopferung! Gewiß nicht, weil das Bewußtsein und das Gefühl für Ehre, sondern weil das Vertrauen fehlt, etwas thun zu können, was Ehre macht. Viele unserer Einrichtungen sind vielmehr da, um absichtlich zu verhindern, daß es komme. Und doch schreit ihr, habt Ehre! Seht ihr denn nicht, daß die das Halsband umhaben, denen ihr ruft! Dieses ist der Unterschied der neuen Kriegskunst von der Alten.

Beherzt ist nur der, der weiß oder der wenigstens vernünftiger Weise glauben kann, daß er, auch wenn eine einzelne Kraft ihn trifft, nicht falle, und daß die Anstrengungen seines Muths, seines Kopfs, seines Leibes die bezweckten Folgen haben. Wer im Vordergrund nichts als den Tod sieht, ist ein Narr, wenn er hinein geht. Welcher Anführer wird ein Heer hinstellen, damit es geschlachtet werde! Ob es es aber wirklich werde, oder es nur fürchte, ist ganz gleich für die Empfindung und für den vernünftigen Entschluß.

Bewaffnung.

Es gibt zweierlei Waffen, Schutz- und Trutzwaffen. Jetzt haben wir nur die letzten, von den ersten wissen wir nichts mehr. Werden unsere Nachkommen es glauben?

Schutzwaffen.

Die erste und vorzüglichste Waffe, ist die Schutzwaffe. Die Trutzwaffe ist nur Kinderspiel. Wer weiß, daß er gesichert ist, der schlägt den Gegner mit Fäusten, was sage ich, mit der bloßen Gegenwart todt! Wie will ein bebender Haufen, der in der Brust statt des Herzens nur das Schwert fühlt, dem festen Tritt des beherzten Unverwundlichen widerstehn! Wie kann er nicht davon laufen!

Die Trutzwaffen müssen den Schutzwaffen untergeordnet werden, und daher müssen auch sie nicht um zu trutzen sondern um zu schützen da sein. Alles bezieht sich nur auf die Erhaltung meiner Leute, nicht auf das Zerstören der Feinde. Ich will lieber meine Leute mit leeren Händen als mit offenem Leib gegen die Bajonette führen. Erhalte ich sie gegen des Feindes elende Trutzwaffen, so zerstiebt er von selbst. Alles beruht mithin auf einem einzigen Mittelpunct, auf den Schutzwaffen, auf einem unzerstörlichen Kern, welcher der Leib des Soldaten ist. Meine Soldaten sollen nicht todtschlagen, sondern nur nicht todtgeschlagen werden; wie gesagt, ihre Gegenwart soll tödten. Jeder Soldat soll ein Diamant sein gegen jede Trutzwaffe, deren Wesen elendes Glas ist.

Wir stellen unsere armen Soldaten nackt hin, als als wenn es keine Kugeln, Bajonette und Schwerter gäbe. Schreckliche, grausige Nachlässigkeit! Als man des Schutzes noch weniger bedurfte, vor den Zeiten des Schießgewehrs schützte man sich; jetzt geht man wie ein Vieh im bloßen Fell gegen Blitz und Stachel an. Vor Alters wußte man, was Kriegskunst war; im Mittelalter gieng diese Kunst wie so manche andere verloren, weil die Wissenschaft verloren war; und noch hat sie niemand auferweckt. Man wende nicht ein, daß das Schießgewehr es anders verlange und die Schutzwaffen vergeblich mache. Es verlangt es freilich anders, aber es fodert die Schutzwaffen dringender, nur anders;

ders. Freilich war es bequemer sie wegzuwerfen als anders zu machen. Dieses will Nachdenken. Zu jener Zeit waren die Feldherren keine Griechen und Römer. Ich weiß, daß manches nicht angenommen wird, eben weil es vorgeschlagen worden. Am meisten ist dieses leider in der Kriegskunst der Fall, gerade in der Kunst, in der täglich geneuert werden muß, nur um dem Feind unerwartet zu begegnen, in der Kunst, von der das Bestehen der Menschheit abhängt. Ich kenne dieses Gefühl und entschuldige es oft, aber in solch wichtigen Dingen ist der der größte, der die Größe hat, andere Vorschläge, auch wenn es Anderer sind, anzunehmen, wenn er sie innerlich für gut erkennt. Nur solch ein herrliches Gemüth kann siegen. Es hat die Liebe und Achtung des Heers und der Welt. Glaubt nur, jeder wird in seinen Handlungen durchschaut, und am leichtesten, je mehr er sie verbergen muß. Seid edel, denn eure Kunst gilt der edelsten Sache!

Die Schutzwaffe des Einzelnen darf nicht ein seinem Leib Fremdartiges, sondern muß demselben so angemessen wie das Kleid sein. Die Kleider haben in der Idee keinen äussern Zweck, sondern stellen nur das Ebenbild des Leibes unter der Idee des Schutzes dar. Jede Lebensart, jeder Stand, jedes Geschlecht hat daher nothwendig andere Kleidung, so wie jeder Leib, jede Umgebung, jede Arbeit eine andere ist. Wie kann nun der Soldat, der in einem ganz andern Element als alle andere Menschen lebt, ein Kleid wie die andern haben! Er soll leben in einem Element voll Kugeln, Spießen, Schwertern, seine Arbeit ist ein beständiges Schreiten, Rennen. So soll er leben, nicht sterben, und ihr wollt ihn kleiden wie den Stutzer, der nur gegen eine zarte Hand zu kämpfen hat. Heißt das etwas anderes als Mensch gegen Mensch stellen, damit sich beide abschlachten und der erbärmliche Sieg auf dessen Seite bleibe, wo ein nacktes Thier mehr als das andere gewesen ist! Wahrlich eine leichte Kriegskunst, in der der gemeine Mann alles thut, der Kopf nichts als Treiben! Denn bringt einer nur seinen Mann um und läßt

sich

sich dann auch umbringen, so hat er geleistet, was bey solcher Vorkehrung ein tapferer Unglücklicher leisten kann, und auch was man von ihm verlangt. Sind aber dazu die Krieger da, daß sie nur übrig lassen! Ist der Sieger, der nur übrig hat! Wem schaudert nicht!

Die Schutzwaffe des Soldaten muß also nichts Besonderes, nichts Neues seyn, was er noch ausser seinen Kleidern zu tragen hätte. Das Kleid selbst muß ihn gegen seine Elemente beschützen. Leichtigkeit ist die trefflichste Eigenschaft jedes Kleides, und vorzüglich des Fußgängers. Der Soldat muß gegen Trutzwaffen des Einzelnen, also gegen Bleikugeln, gegen Spieße und Schwerter ein festes Kleid haben von so leichten Stoffen als möglich.

Das Waffenkleid darf also nicht von Eisen sein. Es gibt Stoffe, welche einer Flintenkugel widerstehen, und kaum schwerer sind als gewöhnliche Kleider und die Bewegung nicht hindern.

Das Kleid als Ebenbild des Leibes muß Gelenke haben; daher muß der Kopf sein eigenes Waffenkleid, der Rumpf eines und die Glieder das ihrige haben. Drei Kleider sind dem Soldaten nöthig, wie sie im Grunde jeder Mann hat, Hut, Rock und Beinkleidung. Das Hemd gehört dem ganzen Leib an, ist weniger ein Kleid als ein Schweißtuch, und muß dem Soldaten fremd sein. Meine Soldaten brauchen keine Wäsche mitzuschleppen. Sie sollen bewegliche, Schrecken einjagende Geister, nicht schwere Maulthiere sein.

Lebensgefährlich sind nur die Wunden des Kopfs und des Rumpfs, nicht leicht die der Glieder. Der Dienst der Glieder besteht auch nicht sowohl im bloßen Leben als in der Bewegung. Ihr Kleid muß daher ausser der Leichtigkeit auch Biegsamkeit besitzen. Biegsamkeit und Leichtigkeit gehen bei der Gliederkleidung dem Schutz vor. Die Hosen müssen nicht höher als über die Hüfte reichen und an keinem Träger hängen; weil sonst

der

der Mann seine Nothdurft nicht selbst verrichten und sich nicht einmal gehörig bücken kann, von dem Druck, den die Brust erleidet, und von dem Gewicht, das besonders beim Bücken auf die Schultern fällt, nichts zu sagen. Sie sollen durchaus weit sein, unten nicht frei hängen, sondern in Halbstiefeln stecken, welche eine Verbindung von weiten Stiefeln mit Santalen sein müssen.

Kopf und Rumpf müssen nicht bloß stich- und hieb- sondern auch kugelfest sein. Der Kopf muß sich aber bewegen können, und daher durch ein Helm, von doppeltem Boden, bedeckt sein. Es muß aber nicht einem Geldkoffer gleichen, sondern federleicht sein. Ein Visir ist vor der Hand unnöthig und zwar so lang, als der Feind nicht eine gleiche Bewaffnung einführt.

Der Rumpfpanzer besteht aus drei Stücken, dem Hals- Leib- und Hüftpanzer. Der Leibpanzer besteht aus dem Brust- und dem Rückenstück: Auf beiden steht ein Kragen als Halspanzer. Der Hüftpanzer hat Falten, wie es sich von selbst versteht. In diesem Faltenpanzer sind Taschen mit queren, nicht senkrechten Eingängen für das Schnupftuch u. dgl.

Ich kenne die Mittel diese Bewappnung zweckgemäß auszuführen, glaube aber sie gehören nicht hieher.

Stellung der Einzelnen.

Der Einzelne kann sich nicht nach allen Seiten vertheidigen und beschützen. Höchstens sind ihm drei Seiten zu decken möglich, der Rücken ist ihm immer bloß. Damit dieser und zugleich die Seiten beschützt werden, sind andere Männer nöthig, die nach gewissen Regeln aneinandergestellt werden, und so entsteht der **Haufen**.

Wie der Einzelne durch sein Kleid zusammengehalten wird, daß er nicht bei Hieb und Schuß in Stücken zer-

zerfalle, so muß auch der Haufen geschützt und unzertrennlich da stehn. Hiebei kommt es hauptsächlich auf die Stellung an. Was für den Einzelnen die Schutzwaffe ist, ist für den Haufen die Stellung. Sie ist mehr zum Schutz als Trutz, weil ihre Aufgabe zunächst die ist, jeden Einzelnen durch andere und diese wieder durch jenen zu decken. Die Leute müssen so gestellt werden, daß jeder dem andern den Rücken verheidige, daß sie jederzeit nach allen Seiten, durch bloßes Umkehrt! Gesicht machen können; kurz der Haufen muß keinen Rücken haben. Er ist ein Mensch mit vier Gesichtern.

Der Haufen ist eben darum nicht eine willkürliche Zahl von Soldaten, die man wie Palisaden neben einander stellt, und Compagnie nennt; sondern eine solche Zusammenfügung von einer gewissen, mathematisch bestimmten Zahl von Menschen, daß wieder ein einziger Leib daraus entsteht. Es dürfen im Haufen nicht mehr Leute stehen, als nöthig sind, um nach allen Seiten Gesicht zu haben, sonst wird er schwerfällig, ungeschlossen, unmathematisch; und was die Hauptsache ist, jeder überflüssige Mann kann wegen der Masse der anderen nicht streiten: denn mein Haufen ist eine geometrische Figur, deren es nur eine vortheihafteste geben kann. Es müssen in ihr alle zugleich streiten und dem Feind schaden können. Müssige Zuschauer dürfen keine im Feld stehn, noch weniger aber solche die nachdrücken sollen, als wenn die Menschen Säulen wären, die man mechanisch wegstoßen könnte. Es ist leichter, den Menschen wegzukitzeln als wegzustoßen. Die mechanische Berechnung, wieviel ein Mensch, ein Pferd wiege, um soviel andere wegzustoßen, ist wirklich mechanisch und hilft zu nichts. Es laufen ohne Zweifel mehr aus Furcht vor dem Bajonet davon, als aus dem Gefühl des Stoßes, den es erst ausüben soll.

Es ließ sich vielleicht selbst für den Haufen eine Schutzwaffe anwenden, wodurch er zusammen bleiben müßte, auch wenn die Reiterei mit Vortheil einhiebe; dann wäre er vollkommen nur ein Leib, nur ein Soldat mit vier Gesichtern.

Ein solcher Haufen kann alle mögliche Bewegungen machen; er hat überall Gesicht durch bloßes Auswenden; er bedarf nie des lästigen, Unordnung bringenden Schwenkens; jeder Flügel kann rechter und linker sein; es wird keine Zeit verloren durch Beobachtung der Flügelstellung; es gilt gleich wie man abmarschirt ist; die Kräfte werden nicht durch Springen der hintersten beim Aufmarschiren u. dgl. verschwendet; ein solcher Haufen marschirt ohne Schwanken, weil er klein ist, und weil jeder Mann beständig die Richtlinie übersieht. Also Tausend und abermal Tausend Schwierigkeiten fallen weg, welche unsere jetzige lineare Stellung nothwendig mit sich führt und erst hervorgebracht hat, und leider mit ihnen eine eben so nothwendige Pedanterei und Plagerei der Soldaten und der Officiere.

Jeder Haufen hat einen Führer, der ausser dem Haufen steht, wo es ihm beliebt, aber in dessen Mitte tritt, wenn Gefahr ist; denn das Leben des Führers muß man nicht aussetzen, wie das des gemeinen Soldaten. Es ist edler und einen ganzen Haufen werth.

Nahrungsmittel nebst einer Wasser- oder Essigflasche trägt der Soldat auf dem Rücken, keine Wäsche. Er braucht keine.

Trutzwaffen.

Sind so die Leute in den Haufen gefügt, so ist für sie alles gethan, was die Schutzwaffen fodern. Sie stehen aber nicht müssig, sondern eine schwere Arbeit steht ihnen bevor; das Arbeitszeug sind die Trutzwaffen.

Der Spieß und das Schwert sind die Hauptwaffen des Einzelnen. Das Hauptersoderniß des Spießes ist der Haken, womit er des andern Waffe auffängt, oder sie ihm aus der Hand windet, während er ihm mittler Weile mit dem Schwert oder mit einer kleinen Pistole zu Leibe geht.

Das Schwert muß kurz sein und nicht zwischen den Füßen bäumeln. Es muß aber nicht als Hauptwaffe sondern dem Spieß untergeordnet betrachtet werden. Die Flinte ist nur eine Schreck- und Nothwaffe. Was soll das heißen! Soldaten hinzustellen wie Zielscheiben und Tage lang nach ihnen schießen zu lassen, und wider zu bellen, wie Knaben, die nicht so keck sind, sich auf die Haut zu kommen! Der Soldat muß nie stehen, sondern immer darauf losgehn — oder sich hinlegen. Viel- und Geschwindschießen kann ohnehin nichts helfen, weil man nicht zielt, und weil die Flinten zu schwer und zu unbehülflich sein müssen. Der Soldat muß keinen Schuß thun, ohne zu zielen; dazu eignet sich aber nur ein kleines, leichtes Flintchen, und es könnte sogar ein gezogenes sein. Er hängt es um. Das steife Tragen und Behandeln der Flinte dient ohnehin dem Soldaten mehr zur Spielerei, oder zum Ueberdruß und zur Ermüdung, als daß es ihm, wenn es Ernst gilt, helfen sollte. Ein Paar kleine Pistolen an einem Gürtel ist eine Muth gebende und Schrecken einjagende Waffe.

Jede Last, die nur auf einer Schulter ruht, ermüdet mehr als noch einmal so viel, wenn sie auf beiden Schultern vertheilt ist. Der Leib hängt auf eine Seite, wenn das Gewicht auch nur ein Pfund beträgt; um sich senkrecht zu halten, geht viel Kraft verlohren. Die Patrontasche sollte daher von beiden Achseln getragen werden, wie der Ranzen, wenn es thunlich wäre. Meines Erachtens sollte aber die Patrontasche keine Kiste sein, wie die jetzige, sondern eine leichte Wurst um den Leib, wenn man anders nicht die Patronen im Schutzkleid vertheilen will, was das bequemste wäre.

Von der Länge der Waffen, von der Gleich- oder Ungleichheit derselben, worauf allerdings sehr vieles ankommt, wäre allerlei zu sagen. Ich will aber das Einzelste hier nicht angeben.

Mit solchem Haufen kann man alles in der Welt unternehmen, er ist ohne Furcht und Schwierigkeit. Kugeln verwunden höchstens an den Füßen, Bajonette und Schwerter gar nicht. Er ist klein, kann geschlossen auf jeder Straße marschiren, braucht nicht abzubrechen, sich nicht zu schwenken, hat den Richtpunkt in sich selbst, und ist durch Reiterei nicht auseinander zu sprengen. Nur die Kanonenkugeln treffen ihn; diese muß aber der Geist des Heers ablenken.

Reiterei.

Der Reiter müssen wenig sein, aus wichtigen, wohl überlegten Gründen. Die Reiterei ist durchaus zu nichts weiter zu brauchen, als wo Schnelligkeit erfoderlich ist, sie ist nur geschwinder Soldat. Wenn man sie anders betrachtet und sie anders anwenden will, verkennt man die Idee der Reiterei, richtet sich zu Grund in der Kasse, im Quartier und in der Schlacht. Der Fußgänger ist allein der Streiter, und was man noch anders haben mag, muß sich auf diesen beziehen. Er führt den Krieg, der Reiter hilft ihn führen.

Daher muß der Reiter immer im Galop angreifen; wo dieser nicht nöthig ist, ist es auch der Reiter nicht, ist das Fußvolk besser. Wenn an diesem Mangel ist, nun dann ist alles erlaubt. Es ist nicht einzusehen, wozu ein Mensch ein Pferd hat, wenn er langsam vortraben, sich zwei- dreimal todtschießen lassen, Unordnung machen und Reißaus nehmen soll. Die Reiter sind auch eigentlich das Zubehör des Heeres oder des Feldherrn, nicht der einzelnen Leute. Sie sind des Feldherrn lang ausreichende Arme. Daher müssen sie auch das abhalten, was dem Feldherrn abzuhalten obliegt; sie müssen nicht gegen die Waffen der Fußgänger, sondern gegen die Waffen des Heers oder des Anführers eilen und sie unbrauchbar machen, wenn sie nehmlich in der Schlacht stehen. Sonst sind sie zu allem da, was Ge-

schwindigkeit fodert, zum Zuvorkommen, Verrennen und Verfolgen.

Der Reiter muß keine Flinte haben, sondern nur Pistolen in Holftern ausser der Schlacht, an einem Gürtel in ihr, und ja diese nicht als abgeschickte Hand des Feldherrn, sondern zur eigenen Sicherheit als einzelner Mensch. Als Feldherrnhand hat er Spieß und Schwert. Mit dem Spieß kann er alles thun, was ihm obliegt. Die Idee des Spießes ist so mit der Idee des Reiters eins, daß es unbegreiflich ist, daß jetzt nur noch ein einziger ohne Spieß zu Pferd sitzt. Hoffentlich muß doch jede Waffe über den Leib dessen, der sie führt, hinausreichen. Ein Schwert aber ragt kaum über die Nase des Pferdes, das offenbar zum Streiter gehört, hervor. Was in solchem Fall das unvernünftige Thier nicht thut, bleibt ungethan.

Wäre die Kriegskunst wissenschaftlich, so würde die Reiterei nie wie das Fußvolk in großen Massen zu Tausenden geschlossen anschleichen, denn sie würde nie das Fußvolk angreifen; sie würde nur in einzelnen Haufen alles niederschmettern, was der Arm des Feldherrn erreichen soll. Die Haufen sind aber verschieden von denen des Fußvolks.

Es ist schwer zu sagen, was ein Feldherr noch nöthig habe, wenn er einmal solche Truppen hat. Er muß sie nur zu stellen, und nicht müssig zu stellen wissen, um alle Zwecke zn erreichen. In der Schlacht selbst ist der Müssiggang der größte Fehler. Alles muß wirken und zwar alles zugleich, keiner muß in dichten Kolonnen nur mit dem Abwehren des Erstickens zu thun haben, keiner in den meilenlangen Linien seine Kraft verdehnen und am Richten und richten Lassen verschwenden. Auf einen Punct muß alles wirken, denn solche Haufen werden vergeblich umgangen, da sie überall Gesicht haben.

Heer.

Des Anführers Sache ist es nun, die Haufen in ein Heer also zusammen zu fügen, wie sie selbst aus Einzelnen zusammen gefügt sind, so daß sich alle zu wechselseitigem Schutz und allseitigem Trutz werden. Wie der Haufen eine bestimmte Zahl haben muß, um von allen Seiten geschlossen zu sein, so nothwendig auch das Heer. Eine gewisse Zahl von Haufen läßt sich wieder so in einander fügen, daß eine vollkommene Schließung erfolgt, und keiner mehr hinein geht. Dazu sind gegen 24000 Mann erfoderlich; was mehr ist, ist Rückhalt oder wird ein zweites Heer. Hunderttausende können viele Heere geben, aber nimmermehr ein Heer, welches so bestimmt sein muß wie das im Schach. Wer eine Armee von Hunderttausend hat, muß unterliegen gegen unser Heer, theils weil er kein Heer hat, sondern eine Masse zusammengestoßen nicht mit Kunst in einander gefügt, theils weil er jeder unserer vier Seiten nur uns gleichviel Mann entgegen stellen kann, die, wenn sie nicht unwiederbringlich verloren sind, doch nichts ausrichten können. Hunderttausende werden ins Feld geführt, um geschlachtet zu werden, nicht um kunstgerechte Schlachten zu liefern, und im Feld das Dasein zu behaupten. Der ist mir aber Soldat, der stehen bleibt. Es kann nur durch eigenen und wechselseitigen Schutz, nicht durch Trutz geschehen, noch weniger durch eine unübersehbare Menge unzusammenhängender Leute.

Mit einem solchen Heer hat man nie Hunger zu fürchten. 24000 Menschen finden überall zu Essen und können beisammen bleiben, während Hunderttausende sich meilenweit zerstreuen müssen, und so einzeln in ungeordneten Haufen oder in vom Wind getriebenen Fädchen aufgerieben werden.

Bei einem solch kleinen Heer ist das Quartiermeisteramt nicht schwer, und es können wenig Störungen hierinn entstehen, die nicht selten von den traurigsten Folgen sind. Ein solches Heer ist leicht in einem

mäßi-

mäßigen Land aufzutreiben, leicht zu erhalten ohne das Land zu Grund zu richten. Zu einem solch kleinen Heer sind leicht soviel Menschen zu finden, die sich aus bloßer Neigung dem Kriegsdienst widmen und den Krieg als wahre Kunst treiben. Der Zwang fällt weg, Mißmuth, Feigheit und Krankheiten sind nicht gekannt, der Ackerbau und die Gewerbe leiden nicht, der Soldatenstand wird nicht verwünscht und gehaßt, er drückt nirgends und wird selbst nirgends gedrückt.

Hat man ein großes Reich, so können ohne Druck zwei, drei, vier solche Heere aufgestellt werden, je nachdem man an mehreren Puncten Truppen haben muß. Man führe aber wo möglich nie in verschiedenen Winkeln des Reichs Krieg; man zerstreue sich nicht, sondern alles zusammengezogen, alles andere Preis gegeben gibt den Sieg. Eine Schlacht zwingt den Feind, alle seine zerstreuten Haufen aus dem Land zurückzuführen, und weh ihm dann, wenn die Einwohner Soldaten gewesen sind, wie es sein muß. Auch lockt man durch viele zerstreute Truppen den Feind in alle Gegenden des Reichs, und verliert so die Einkünfte und den Ersatz der Mannschaft.

Hierüber wäre vieles zu reden, besonders wie das Soldatwerden sich ohne Druck einrichten ließ. Es müßte jedem ein gewisser Spielraum gelassen werden, während dessen er sich selbst die bequemste Zeit, Soldat zu sein, wählen könnte. Kein bürgerliches Geschäft würde dadurch gestört, und jeder Bürger würde gebildet. Der Soldatenstand wäre für ihn eine Schule und eine Wanderschaft. Uebrigens versteht es sich, daß die Bürger für den Krieg müssen gewonnen werden. Es gibt dazu ein einziges und sehr leichtes Mittel, und besteht darinn; daß die Regierung durch offene Darlegung der Lage des Reichs ihnen zeige, daß sie sie als Theilnehmer des Staates würdiget, und sie nicht als bloßes Treibvieh betrachtet. Dann bedarf es nicht der Peitsche, nicht schaler Aufrufe, nicht des Schimpfens über den Feind, nicht verdrehter Berichte oder wohl gar grober Lügen. Das Volk fühlt die Erniedrigung bitterer, wenn es sieht, daß man es der Uebertölpelung fähig hält.

Wie

Wie der Einzelne und der Haufen ihre Schutz- und Trutzwaffen haben, also auch das Heer; denn es ist wieder ein geschlossener Haufen, ein Leib, der sich ümkleiden läßt, wie der einzelne. Der Panzer des Heers ist die Schanze, sein Gewehr sind die groben Waffen.

Panzer des Heers.

Ein kleines Heer kann sich überall verschanzen und sich in einer Nacht das Waffenkleid gegen den ersten Anlauf umthun. Vor Zeiten hat man sich mehr eingewühlt als jetzt, weil es kleine Heere verstatteten, weil man nicht sogleich verhungerte, weil die Idee der Bewappnung noch nicht verschwunden oder wenigstens dieses Mittel noch im Andenken war. Jetzt müssen Armeen von Hunderttausenden beständig laufen, damit sie nicht Hunger sterben wie Heuschreckenzüge; sie müssen laufen, damit die Luft nicht verderbe, und die Lager und Schanzen nicht eher zum Krankenlager als zum Walplatz werden, sie müssen laufen, weil sie nichts anderes können. Das Zuvorkommen ist freilich nicht das Schlechteste im Krieg. Es ist aber besser mit dem Kopf als mit den Beinen zuvorkommen. Ist beides vereinigt, desto besser.

Mir ist das Sechseck die einzig mögliche Figur zur Verschanzung. Bei ihm allein kommen alle Vortheile zusammen, welche zu einer wechselseitigen Vertheidigung gefodert werden; versteht sich, daß ich vom Sechseck mit ausspringenden Winkeln rede; das meinige ist aber eine Verbindung des einfachen Sechsecks mit diesem. Eine Festung ist eine Ineinanderfügung mehrerer Sechsecke.

Von diesen Sechsecken muß das Land übersäet sein. Keine Brücke, kein Hohlweg, keine Steige muß ohne Sechseck bleiben. In Friedenszeiten stehen sie leer, in Kriegszeiten liegen sie nicht den Soldaten zur Vertheidigung ob, sondern den Einwohnern der umliegenden

Gegend, die dazu organisirt sein müssen. Eine solche Schanze kann ohne förmliche Belagerung nicht weggenommen werden, so lang die Besatzung auf den Beinen ist; auch dann nicht, wann sie kein Loth Pulver mehr hat. Sie muß aber bewappnet sein, und wissen daß sie Landes verwiesen, der Kommandant aber aufgehenkt wird, wenn sie sich freiwillig ergeben. Städte muß man nicht befestigen.

Trutzwaffen des Heers.

Im Feld ist die natürliche Schutzwaffe des Heers nur die Trutzwaffe, weil das, was das Ganze erhält, das Einzelne zerstört.

Die Schutzwaffe des Einzelnen kann daher nicht gegen die Trutzwaffe des Heers bestehn, und es wäre vergeblich, dagegen einen Einzelnen oder einen Haufen schützen zu wollen. Wo die Heerswaffe einschlägt, da wirkt ein Gott. Kein Sterblicher darf widerstehen. Das Einschlagen muß aber abgehalten werden, und da tritt der Geist ein.

Der Geist ist die Schutzwaffe, der Panzer des Heers; das Herz ist die Trutzwaffe des Einzelnen. Wie der Kopf auf dem Leib, so steht der Anführer auf dem Heer. Er ist der Gott, es die Welt, die von ihm regiert wird. Gott hat jeden Leib nach Maßgabe seiner Einwirkungen mit einer Hülle umgeben, die ihm das leben erhält, indem sie ihn gegen die Einstürmungen schützet. Warum soll es der Anführer nicht thun!

Zu den Heerswaffen rechne ich die Streitwagen und das grobe Geschütz. Jene werden uns wieder von großem Vortheil werden, was dieses thut, ist bekannt. Beides muß der Geist lenken, es ist die Trutzwaffe des Anführers, und wohl gebraucht erregt es die gehörige Furcht. Es darf aber nicht Hauptmittel sein, sondern muß dazu dienen, die Truppen an den Feind zu leiten,

wie es das Geschäft des Anführers ist. Noch muß es Unordnung hervorbringen.

Ihr werdet meinen, die Streitwagen hätte man nicht ohne Grund seit der Pulvererfindung abgeschafft, die Pferde würden sogleich niedergeschossen werden. Vor der Hand müssen die Streitwagen freilich durch Pferde gezogen werden, aber kann man denn diese nicht auch vor Flintenkugeln schützen? Uebrigens bin ich einem Mechanismus auf der Spur, vermöge dessen man ohne Pferde einen Wagen auf der Ebene in den schnellsten Lauf bringen und darinn leiten kann. Doch wahrlich! das Pulver hat die Streitwagen nicht verdrängt, sondern die Unwissenheit der Kriegführer der mittleren Zeit. Lang eh Pulver war, war kein Streitwagen mehr, war im Grunde kein Krieg mehr, sondern nur wilde Balgereien. Vergessen war alle Kunst und Wissenschaft und mit ihnen die Maschinen, Einrichtungen, Stellungen der ächten wissenschaftlichen Krieger, der Griechen und Römer, als das Pulver erfunden worden. Wie lang hat man mit dem Pulver eben so ungeschickt und geistlos gefochten, als vorher, und, wenn man den Takt ausnimmt, wie ficht man noch damit! Als wieder wissenschaftlich gebildete Männer am Krieg Theil nahmen und wieder die Haufen geordnet wurden, griff man nach der nächsten, üblichen Waffe, die in der Unordnung entstanden war, nach dem Feuergewehr. Das Alte kannte man nicht, die Unwissenheit und der Eigensinn der meisten Soldaten erlaubte keine Aenderung ausser in Spielereien, im Putzen und Zustutzen und in einer viehischen Subordination unter den Stock. — Die Streitwagen können so gestellt und auch an den Feind gebracht werden, daß nicht leicht ein Pferd fällt. Der Feind muß sie nicht sehen, eh sie ihm in dem Rippen sind.

Stel-

Stellung des Heers.

Wenn die parallele Stellung des Haufens nicht die vortheilhafteste ist, so kann sie es auch nicht für das Heer sein. Diese in solche Haufen vertheilte Truppen können nicht in einer gleichartigen Linie an einander geschoben werden, theils weil es die Figur ihrer Stellung verhindert, theils weil dann ein solcher Haufen nicht mehr nach allen Seiten Gesicht machen, und dem Feind an vier Seiten schaden könnte, theils endlich weil die grade Linie der Bedeutnng des Heers widerspricht. Eine grade Linie kann sich nie vertheidigen, höchstens nach vorn; an den Seiten und von hinten ist sie bloß. Bei meiner Stellung aber vertheidigt jede Abtheilung, jede Linie die andere. Eine solche Stellung ist in sich eine Festung, die Hunderttausend nicht einnehmen können; ja sie ist mehr als eine Festung, sie ist eine bewegliche Festung, und schließt ein, fängt, zerdrückt alles, was ihr in Weg kommt.

Das ist die Idee des Heers, daß es eine bewegliche, vernünftige Festung sei. Das ist die Idee des Kriegs, daß er eine Festung in des Feindes Lager vorschiebe und ihn daraus vertreibe. Nach der Lage des Orts, aus Menschen eine beliebige Festung augenblicklich zusammen zu fügen und zu bewegen, ist die Kunst des Taktikers.

Ich bin bei allen meinen Untersuchungen von dieser Idee ausgegangen, daß das Heer eine bewegliche, lebendige Festung sei; eine Idee von der größten Fruchtbarkeit und die zugleich alle Einrichtungen von selbst anbietet.

Als Festung soll es ein geschlossenes Vieleck bilden, weil die Vertheidigung, besonders gegen jetzige Armeen auch zu den Seiten und selbst hinten geschehen muß. Allein dieser Menschenwall kann sich umkehren, weil er lebendig ist, und weil meine Haufen dazu eingerichtet sind. Es ist daher keine geschlossene Figur nöthig zur

Men-

Menschenfestung. Nur die Seiten müssen noch Wälle haben aber auch offene, weil sie vor- und rückwärts Schießscharten haben. Es entsteht dadurch eine Figur, die noch kein Feldherr angewendet hat; jedoch darf ich nicht sagen, daß ich schon alles hierüber verglichen hätte. Die Schwierigkeit, in der Noth Vierecke zu bilden, fällt ganz weg. Ich brauche sie nicht erst zu bilden. Welch ein großer Gewinn!

Die Hauptlinie darf nicht länger sein, als zwei Schußweiten; damit sie völlig von den Seiten- oder Flügelwällen vertheidiget werden kann. An der schwächsten Stelle dieser Linie fallen auf jeden Punct zwei Schüsse, und zwar kreuzende. Diese Figur fodert 12630 Mann Fußgänger. Sie bilden die lebendige Festung.

Zur Idee der Festung gehört wesentlich die Besatzung. Die Festung selbst darf sich nicht trennen, nie verfolgen, nie angreifen; sondern nur die Garnison. Jene hat dieser nur zu folgen, damit sie unter den Kanonen der lebendigen Wälle fechte, damit sie, wenns Noth thut, aufgenommen, und der sodann erfolgende Angriff der Feinde abgeschlagen werden kann.

Die Besatzung beträgt an Fußgängern 8748 Mann, und ist zu allen Bewegungen fähig. Sie führt die Streitwagen und die leichten Kanonen, die Festung die schweren.

Die Reiterei gehört nicht zur Festung sondern zur Besatzung, weil sie das Beweglichste ist, und beträgt 1053 Pferde. Ihre Hauptbestimmung ist, beim Ausfallen die feindlichen Kanonen zu nehmen, und daher muß sie nie anders als im Galop und mit Spießen ankommen.

Das Angreifen der Besatzung geschieht nur in der Idee des Ausfalls, und die Schlacht wird von mir angesehen als ein Angriff auf ein Belagerungsheer. Die

Schlacht geht nur unter dem Schutz der beweglichen Festung vor, wie jeder Ausfall unter den Kanonen des Walls. Solche Vorkehrung gibt den Soldaten Sicherheit und Muth; das ist die Hauptsache, das ist der Sieg. Einer solchen lebendigen Festung kann in einer Schlachtzeit keine Million etwas anhaben. Sie kann die nackten Puppen ruhig rings um sich herum wimmeln lassen. Sie ist ein Wall nach allen Seiten, aus dem jeder Stein schießt, sticht, haut, in dem sich jede Breche von selbst ausfüllt. Sie hat eine vollzählige Garnison; jeder Haufen ist ein Ganzes für sich, und es hat nicht den geringsten Einfluß auf das Heer, wenn einer zerstört wird — gefangen muß keiner werden —; jeder Soldat ist endlich schuß- hieb- und stichfrei. Nur Kanonen sind für ihn da, ohne diese wäre es keine Schlacht.

Hier wäre vieles, vieles zu sagen, besonders über die Art des Angriffs, aber man kann und muß nicht alles schreiben.

Mit dem Stab, den Kanonieren und den Jägern steigt das streitende Heer auf 23606 Mann. Der Rückhalt ist nicht berechnet.

Ist der Feind so stark, daß es physisch unmöglich wäre, in soviel Zeit als unsere leiblichen Kräfte anhalten, auf alle seine Leute zu stoßen und ihm soviel Menschen unbrauchbar zu machen, daß die Uebrigen nicht mehr gegen uns auftreten können: so versteht es sich, daß wir auch mehr Menschen haben müssen, aber wie gesagt, nicht um dieses Heer zu vergrößern; denn es ist eine geschlossene, aufs genaueste abgemessene Maschine, in der jeder überzählige Zahn Stockung hervorbringen muß. Wir müssen dann zwei, drei Heere bilden und hinter oder neben einander stellen.

Gegen-

Gegen den Feind ist alles erlaubt. Es ist lächerlich von Kriegsrecht zu sprechen, wo ein Theil darauf ausgeht, den andern zu zerstören, also ihm sein Leben, seine Freiheit, mithin seine Menscheit zu rauben. Wie kann da noch von Rechten die Rede sein, wo die Menschheit vertilgt wird, wo reissende Thiere in Scharen umherziehen, und zerfleischen und verschlingen, was ihnen menschlich vorkommt! Dem Anführer ist daher jedes Mittel erlaubt, heiß es wie es wolle, um den Feind zu zerstören. Er darf durch seine bewegliche Festung Himmel und Erde, alle Elemente, Luft, Wasser, Erde und Feuer, alle Reiche, Mineral- Pflanzen- und Thierreich in Aufruhr bringen, ja er darf alles zerstören, sobald es zu seinem Zweck nöthig ist. Der Krieg ist eine Aufhebung der Bande der Menschheit, und er kennt keine Gränzen der Zerstörung.

Wenn Gränzen anerkannt werden, so geschieht es nur aus Klugheit und Strategie. Wer sie aus Menschlichkeit anerkennt, ist ein Tyrann seines Volks; denn mehr wird von diesem zertreten durch falsch angebrachte Schonung als durch den Feind bei tapferer Aufopferung. Es stehen dem Feldherrn ausser seinem Heer alle Kräfte des Staats und der Natur zu Gebot, und er darf nicht bloß, er muß sie anwenden, wo es nur immer vortheilhaft ist. Ein wackerer Krieger muß mit reinem, unschuldigem Gemüth Tugenden und Laster in seiner Gewalt haben, und sie willkürlich ausüben können, je nachdem es seine Stellung gegen den Feind erheischt. Es wird geben, die diese Regel scheußlich, unmenschlich, ja gottlos finden — aber sie wissen nicht, wovon die Rede ist. Sie sind gute Leute, und man weiß sie als solche zu schätzen und zu brauchen. Sie müssen mit; und sie helfen die vermeintlichen Abscheulichkeiten muthig begehn. Nur das Wort wollen sie nicht hören, wie die Weiber. Wer nicht lasterhaft, nicht grausam sein kann, kann auch nicht tugendhaft, nicht mild sein. Kann der lieben, der nicht hassen kann? Es sind ganze Völker aufzuweisen, die in dem ungeheuren Laster versunken sind, nicht hassen zu können. Da muß man be-

ten: Abgrund der Gutmüthigkeit und der Dummheit öffne dich, und verschlinge diese Völkerbrut, damit die Geschichte nicht lehre, wie sie selbst die Verwandlung in den gutmüthigen Ochsenstand gewählt habe. Wozu sich selbst täuschen? Wozu den Schein der Moralität aushängen, wenn man das Entgegengesetzte thut? Und thun es nicht eben die am öftersten, welche immer die Gerechtigkeit und die Moral im Maul führen? Es gilt ganz gleich, wie man ein Thier erlegt, ob durch Stärke oder List, Redlichkeit oder Betrug, Barmherzigkeit oder Grausamkeit. Gegen Thiere gibt es ja weder Pflichten noch Rechte. Der Feldherr muß ein machiavellischer Leu wie Machiavell, und ein machiavellischer Fuchs wie Anti-Machiavell sein, wenn er der wilden Thiere Meister werden will.

Dieses sind die höchsten Erfodernisse zum Sieg. Ich fodere ein durchaus neues System, neue Kleidung, neue Bewaffnung, neue Stellung, neue Uebung, neue Anordnung, wofern nicht bloß die Zahl entscheiden, wofern nicht die Greise, die Kinder und die Weiber mit ins Feld rücken sollen.

Der siegt, der mit neuer Kunst gegen die alte kämpft, sogar wenn auch die neue fehlerhafter wäre. Nur ein neuer Streich entscheidet eine Schlacht.

Nocheinmal! die Kriegskunst ist die erhabenste Kunst aller Künste, und fodert Kenntnisse, die der Laie nicht ahnt und sie daher verachtet. Freilich treiben die meisten Soldaten ihr Handwerk gedankenlos, ohne Bewußtsein ihres hohen Standes, oder mit Eitelkeit und Pralerei, welche den Unwissenden hinlänglich kenntlich macht. Vielen ist die Wissenschaft fremd, und das Herumwerfen der Flinte und das Strecken der Wade ist ihre Kriegskunst. Daher ist es dem Bürger und dem Gelehrten zu verzeihen, wenn er in diesem Stand Rohheit und Kunstlosigkeit wahrnimmt. Es gibt aber auch Soldaten, und es gibt jetzt schon viele, die die Tiefen des Kriegs erblickt haben, die wissen, daß in ihm alle Wissenschaften sich verbinden, um das Höchste der Menschheit, das Leben, das freie Leben, — ein anderes gibt

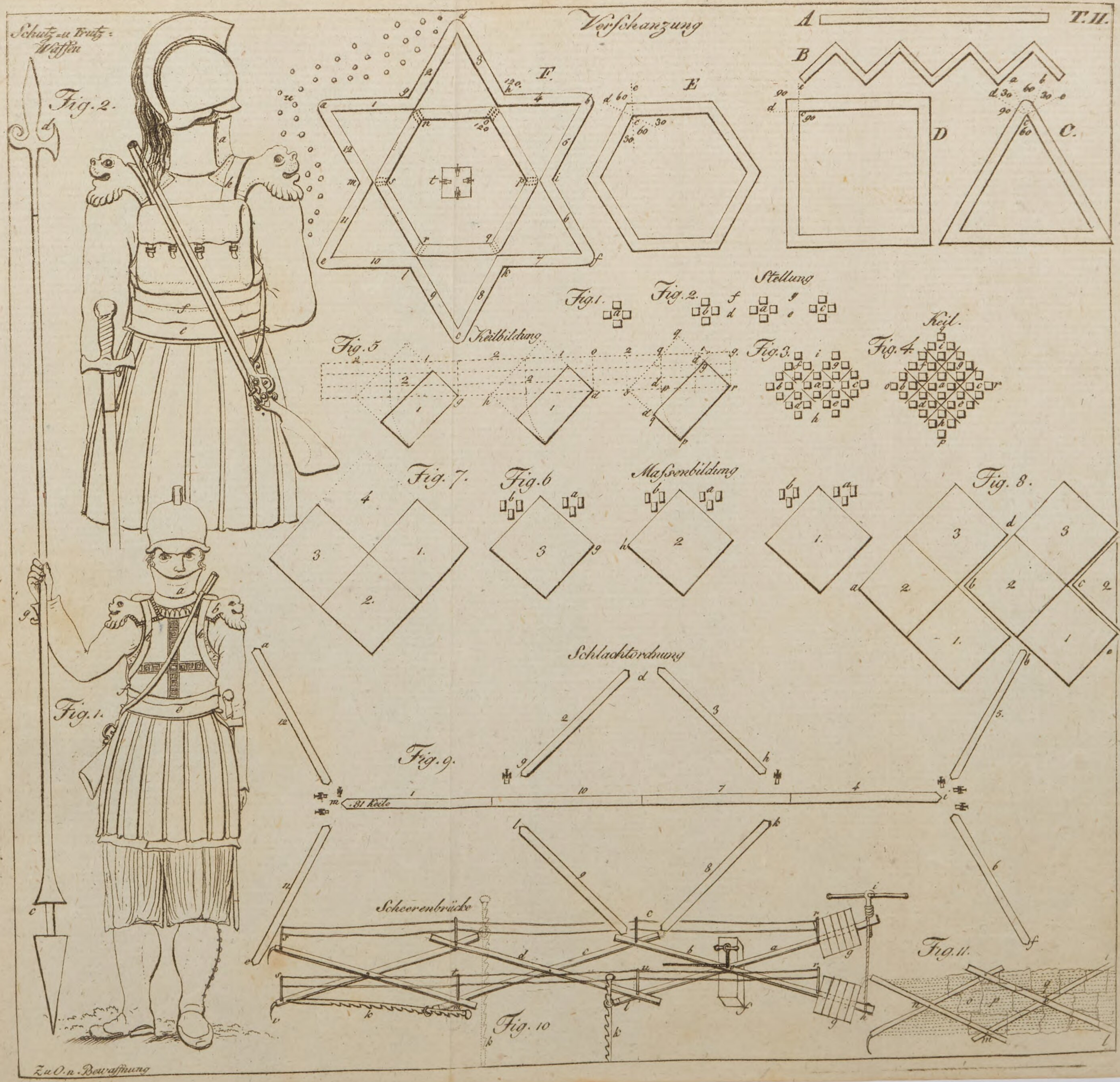
es nicht — zu retten und zu erhalten. Vor diesen tretet bescheiden zurück und staunt die Helden an, welche für so hohen Zweck, für den einzigen der Welt alle Wissenschaften, alle Talente, alle Geschicklichkeiten aufbieten, alle Vergnügen, alle Bequemlichkeit, ja das Leben selbst aufopfern!

Welches ist dann der Lohn der Helden? Sind sie gute Menschen; das Bewußtsein, daß durch sie die Menschheit besteht und ewig lebt, und sie durch sie, obgleich nur Einzelne: Sind sie böse; das Bewußsein, daß durch einen großmüthigen Mord ihre Thaten bestehen und ewig leben, und nicht durch schändliche verdunkelt oder gar ausgewischt werden.

Nur ein neuer Streich siegt.

Um Gott! Laßt doch den Sinn einmal Euch rühren,
Und gönnt von Mitleid einiges Zeichen
Den Thränen des schmerzhaften Volkes,
Das Ruh von Euch allein
Nächst Gott erwartet: Und doch dürft ihr nur
Von Mitsinn einiges Zeichen gönnen;
So greifet Mannheit gegen Wuth
Zur Waffe — und das Schlagen ist kurz;
Ist doch die alte Wackerkeit
In wel chen Herzen noch nicht erstorben!

Zu O.u. Bewaffnung


Schutz u. Trutz-Waffen
Verschanzung
T. II.
A
B
C.
D
E
F.
Fig. 1.
Fig. 2.
Stellung
Keil.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5
Keilbildung
Fig. 6
Fig. 7.
Massenbildung
Fig. 8.
Schlachtordnung
Fig. 9.
31 Keile
Scheerenbrücke
Fig. 10
Fig. 11.
Zu O. u. Bewaffnung

zu O.n. Bewaffnung

Einleitung.

Vorstehendes war gedruckt im November 1811, im sechsten Wintermonat unserer Unterjochung; Folgendes wurde angefangen im November 1813, im ersten Wintermonat unserer Befreiung. Vom ersten waren fünf Stücke vertheilt an Männer, welche jetzt alle für Theutschlands Erlösung streiten, von denen aber ein würdiges Glied schon als Sühnopfer unserer politischen Unbeholfenheit den Heldentod sterben mußte — Scharnhorst, der Schöpfer und Einrichter von Preußens Heer und Preußens Verschanzung —; als mein Nachbar, Becker in Gotha von einer Franzosenhorde plötzlich in der Nacht überfallen und fortgeschleppt wurde: niemand wußte wohin, niemand wußte warum, bis man jetzt erst erfuhr, daß es wegen der unbedeutenden Aufmunterung an die Theutschen im Reichsanzeiger geschah. Ob gleich nun mein Schriftchen nichts gegen unsere Unterdrücker enthält, so ist es doch sichtlich mit theutschem Sinn geschrieben; und das ist genug, von Despotenknechten, besonders einem Davoust, der uns damals auf dem Nacken stand, erdrosselt zu werden. Diese Betrachtung, der mir schnell ertheilte Rath obiger Män-

ner und die sogleich laut gewordene Mitmüßung der Preußen, auf die ich damals vorzüglich gehofft hatte, gegen die Russen bestimmte mich, die Schrift geheim zu halten. Doch der Himmel hat uns die Schlacht von Leipzig werden lassen, die alle Gefahr verscheuchet; er hat uns wieder theutsche Fürsten gegeben, die durch die Freiheit, welche sie uns gönnen, unsere Liebe, unser Gut und Blut gewinnen, und dadurch vor fremdem Uebermuth und heimischem Sklavensinn oder Felonie auf immer gesichert sind. Die kleine Freude, welche uns die freie Mittheilung unserer Meinungen und unserer Sachen gewährt, ist für ein Volk von so außerordentlichem Werth, daß es für eine Regierung, die sie ihm gönnt, alles aufopfert, um sie immer zu behalten, und gegen einen Störer derselben alles wagt, um ihn zu entfernen. Das fürstliche Haus blüht ohne Sorge, das von der Freiheitsfreude umgeben und bewacht ist; das aber zehrt ab, das nur stumme Knechte und zitternde Brave im Dienst hat. Sie hauchen ihm Gift in jede Schüssel.

Es ist eine Zeit in Europa, vorzüglich aber in Theutschland erschienen, die an Eigenthümlichkeit, an großem Charakter, an Erwachen von geistigen und leiblichen Kräften nimmermehr ihres Gleichen gehabt hat. Millionen Bewaffnete stehen sich gegenüber, um zu kämpfen für Freiheit und für Unterjochung, kein Punct in Europa ist ruhig, kein Dorf, ja kein Haus, aus dem nicht Bewaffnete herausströmten. Hier eilt alles, das schmähliche Joch abzuhauen, dort reißt man alles fort, um es fester ans Horn zu binden. Engelland gebührt vor uns die Ehre, die Weltunterjochung Napoleons von ihrem ersten Augenblick an erkannt, und sich ihr mit bewunderungswürdiger Consequenz, welche nur aus klarer Einsicht folgen kann,

und mit kaum zu berechnenden fast unerschwinglichen Aufopferungen, aber auch deßwegen mit Glück entgegengesetzt zu haben. Nach Engelland gebührt Oesterreich die Ehre in Erkennung und Aufopferung, leider nicht mit gleichem Glück, vielleicht weil die englische Consequenz fehlte, und wegen Umständen, damit wir es deutsch sagen, wegen Saumseligkeit, Mangel an Erkennung und Consequenz der andern Theutschen fehlen mußte. Nach Oesterreich nennen wir mit Freuden Spanien, dieses herrliche Volk, welches, unbekümmert um politische Erkennung, aus tiefem, natürlichem Gefühl das thut, was zu thun ist, nehmlich das aus allen Kräften zu sein, was man ist, ein Spanier: dieses Volk hat treu ausgehalten durch innere Anstrengung und durch die englische Consequenz, der es sich mit Vertrauen überlassen hat. Diese drei Staaten sind die einzigen welche ohne allen Tadel dem Weltstürmer gegenüber standen — alle andere haben sich von ihm zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Kunstgriffe berücken lassen; es war nöthig, um ihn zur unzweifelhaften Entwickelung seiner Absichten gelangen zu lassen. Er hat auch nicht lang gezaudert, die Larve auf die frechste Art von sich zu werfen. Wie könnte ein solcher Gesell den Brand in sich erstecken! Er riß das theutsche Gebäude ein, zerschmetterte das bisher aus untheutscher Politik ruhig gesessene Preußen, jagte nach Leidenschaft Fürsten von Land und Hof, schuf Könige, vertrieb sie wieder oder hetzte sie wie Präfecte, und schnitt endlich das theutsche Küstenland bis zur Ostsee von Theutschland ab, um es mit Frankreich, oder vielmehr seinem nun ohne Rückhalt frech und unbesonnen angekündigten Großenreich zu vereinigen. Theutschland war also vom Meer abgeschnitten, hatte sogar auf französischen Charten seinen Namen gegen

den von Europe centrale vertauscht; ja man hat die Theutschen dermaßen wie Hunde betrachtet, daß man noch in demselben Jahr die theutsche Sprache vor Gericht verboten, und in den Zeitungen die französische Sprache, obgleich für Leute, die davon nichts verstanden, befohlen hatte, mit der Vergünstigung, daß die theutsche Uebersetzung daneben stehen könnte. So hat noch kein Volk, selbst nicht das Römische, andere Völker mit Füßen getreten wie das Französische; so ist noch kein Volk, selbst nicht das Gallische verächtlich, ungescheut, werth- und charakterlos, kraft- und geistlos behandelt worden wie das Theutsche. Es hat es aber auch keines so verdient wie wir. Kein Volk hat so mit sich selbst entzweit, kein Volk hat sich so keck, verrätherisch, schamlos, ja niederträchtig gegen seinen Herrn, den Kaiser aufgelehnt als das Theutsche, keines war, so lang die Welt Menschen trägt, so sinnlos, daß es den als halben Feind betrachtete, der sein Schutz ist, daß es von dem sich loszumachen strebte, der sein Vater ist, daß es sich dem in den Rachen warf, der seit Jahrhunderten ihn zum Verschlingen bereit hält, und darüber durch keine Schmeicheleien täuschen kann, da es der Rachen eines Ungeheuers ist. Heißt das nicht alle Vernunft, alle Politik, allen Sinn, alle Religion, allen Verstand, alle Einsicht ablegen und mit Füßen stampfen, wenn selbst Gelehrte mit in das Gekrächze gegen den Reichsverband und den Kaiser einstimmten, welches einige selbstsüchtige Regierungen oder Fürsten erhoben! Hat man nicht heimlich und laut und unaufhörlich in das sonst sinnvolle Volk hineingeflüstert und gepoltert: Der Kaiser ist nicht euer Herr, er ist euch fremd, wegen ihm müßt ihr Soldaten werden, wegen ihm müßt ihr so viele Steuern zahlen, er legt es beständig darauf an, euch euern angestammten Fürsten zu

nehmen, und euch zur Provinz seines Hauses zu machen. Was Wunder, wenn endlich das gute Volk es glaubte! Es war ja mit diesen Lehren erzogen, hat sie schon mit der Muttermilch eingesogen und als Kind lallen lernen. Was Wunder, wenn das Volk nicht gern in Krieg gezogen, den man ihm immer als einen Krieg, nicht des Reiches, sondern des kaiserlichen Hauses vorgespiegelt hat, welches, wenn es auch wirklich der Fall war, doch den Mangel an aller Einsicht in Theutschlands Wohl und Eigenthümlichkeit verräth; da jeder theutsche Fürst jedem theutschen Fürsten beistehen muß, wenn sie auch selbst sich haßten, und wenn auch dieser einen ungerechten Krieg führte. Dieses ist etwas dermaßen Klares, aber freilich mit den feigmoralischen Begriffen, die man in Theutschland seit fast Jahrhunderten in Umlauf gesetzt hat, Widerstreitendes, daß wir nur von der künftigen Erziehung die Anerkennung erwarten können. Das wird aber doch bei dieser Moral, die lediglich auf Engherzigkeit berechnet ist, anerkannt werden; daß Glieder einer Familie, wenn sie sich auch alle in Haaren liegen, doch sogleich zusammen stehen müssen, wenn ein Fremder ein Glied davon angreift, gleichgültig aus welcher Ursache. Da ist das Recht, wo die Natur verbunden hat, nicht wo das Recht verbunden hat: denn dieses hat kein Recht zu verbinden, wo die Natur getrennt hat; mithin ist da kein Recht. Was Wunder, daß auf diese Art alles Soldatwerden in Theutschland verhaßt war, daß aller Sinn für Freiheit, für Vaterland verloren gieng, wenn einem jeden vorgemacht wurde: das Ländchen seines Fürsten, nicht das Kaiserthum sei sein Vaterland, der theutsche Nachbar jenseits des Bachs sei ein Fremder, mit dem er nicht frei handeln, nicht ohne Zoll, Mauth, Paß und Hudelei über seinen Schlagbaum kommen

dürfe; wenn selbst Gesandte auf dem Reichstag zu Regensburg auf die Brust schlagen, und schreien: „Ib bi kei Theutscher, ib bin e Würtemberger, oder e Baier, oder e Badner, oder N. N. N.“

Verdient denn solch ein Völkerklumpen anders behandelt zu werden, als ihn Napoleon behandelt hat? Verdient solch ein Klumpen noch als Volk anerkannt, verdienen seine Einrichtungen, Gesetze, Sprache geschätzt, geduldet zu werden? Nein! wahrlich nicht! Ein solches Volk hat ausgelebt, es hat sich ja selbst für vernichtet erklärt, indem es keinen Kaiser haben will, d. h. indem es nicht Theutschland sondern nur Oesterreich, Preußen, Baiern, Sachsen u. s. w. sein will. Nun kann aber doch augenscheinlich keines von allen diesen Häuflein ein Volk sein: denn es sind ja nur Stücke, nur Brocken eines von der Natur geschaffenen, nur durch Herrschsucht und Unverstand zerstückelten Volks. Volksbrocken können aber und sollen nicht existieren; mit Recht giengen sie zu Grund!

Aber dieser Untergang hat gezeigt, daß das theutsche Volk nur zu Grund geprediget, gelehrt, geschwätzt, nicht wirklich zu Grund gerichtet war. Unter französischem Joch fielen ihm die Schuppen von den Augen, die die einzelen Regierungen vorgehängt hatten, und diesen fielen selbst die Arbeitszeuge aus den Händen, als das schreckliche Erdbeben ihnen durch Mark und Knochen beberte. Nun warf alles den Preußen, Oesterreicher, Baier, Sachsen, Würtenberger, Badner, Hannoveraner, Hessen, Mecklenburger ꝛc. weg, jeder wollte wieder Theutscher und nichts anders als Theutscher sein, jeder rief den Theutschen um Hülfe an, nicht den Oesterreicher, Preußen, Sachsen, Baier u. s. w. Es ging ihnen wie den Halsstarrigen in dem bekannten rheinischen Volkslied:

„Jockele soll Byre schüttlen, Byre wollen nit fallen, Jockele will nit heim gehn"; bis der Teufel kam, und die muthwillige Brut zum bittenden Gehorsam brachte. Wenn daher der jetzige Krieg sollte schnell zu End gehen, was freilich gegen Franzosen kaum zu hoffen ist, wenn nicht durch ein rasches Vordringen nach Paris ein Abfall erfolgt; so ist zu fürchten, daß er für uns nur ein Krieg gegen den Teufel gewesen, und nicht ein Krieg für unsre Einsicht, für unser zu Unsselbstkommen, für unsere Freiheit, für unsern Kaiser: es ist zu fürchten, daß die, welche als Theutsche ausgezogen, als Theutsche sich am Rhein brüderlich die Hände gegeben, und sich mit Thränen der Aussöhnung ans Herz gedrückt haben, als Preußen und Oesterreicher, Baiern und Sachsen, Würtemberger und Hannoveraner, Badner und Hessen übermüthig nach Hause kehren werden, jeder mit der Prahlerei: „wir haben den Franzosen den Garaus gemacht; wären wir nicht gewesen, so hätten die andern nichts ausgerichtet, wir allein haben uns gut aufgeführt, wir haben nicht geplündert, keine Grausamkeit verübt, ohne uns wär Theutschland verloren, unser Fürst muß Kaiser sein". Ich bin dergleichen Reden so gewiß, daß sie mir jetzt schon um die Ohren klingeln.

Dauert aber der Krieg länger, nur so lang, daß er gemeinschaftliche Anstalten nöthig macht, gemeinschaftlichen Credit, gemeinschaftliches Geld, gemeinschaftliche Truppenstellung, Proviant- Muntierungslieferung, gemeinschaftliche Lazarethverwaltung, gemeinschaftliche Kriegssteuer, allgemeine Vertheilung in Militärprovinzen ohne Rücksicht auf die Besitzer, allgemeines Postwesen, Brücken- und Straßenbau, Festungsbau — was alles in kurzer Zeit nothwendig werden kann; dann ist das Band zwischen Theutschen und Theutschen geknüpft, dann ist es

dem einzelen Fürsten, so herrschsüchtig er auch, und so erpicht er auf seine, bisher freilich verspottete Suveränitåt sein mag, unmöglich, sich vom theutschen Bund loszureißen; dann ist es aber auch den einzelen Ständen unmöglich, ohne Oberhaupt zu existieren, dann werden sie unsern milden kräftigen Franz bitten, die Last Kaiser über sie zu sein, die Last, sie gegen auswärtige Klauen zu beschützen, über sich zu nehmen. Gott segne ihn, und öffne ihm das Herz, daß er, die Noth Theutschlands betrachtend, seine Ruhe und das Wohl seiner Hausstaaten weniger beachtend, wieder das Ruder, das er so lang durch stürmische Wogen mit aufrührischen Ruderknechten geführt, ergreife, und unserer Schiffsbesatzung Einheit, Eintracht, wenn sie nicht aus Einsicht will, mit Strenge gebe. Wir verdienen sie, wir haben sie nöthig, als ausgeartete Kinder. — Dazu ist auch Hoffnung vorhanden. Mehrere Anstalten dieser Art sind schon vorgeschlagen, zum Theil schon gemacht. Es steht ein Mann an der Spitze dieser Geschäfte, dessen Einsichten, dessen Eifer, dessen Vaterlandsliebe jeder Theutsche kennt, verehrt und ihm dafür mit Liebe zugethan ist. Er weiß es vorzüglich, wo bei uns der faule Fleck liegt. Schon hat er angefangen ihn zu erweichen, es wird sich, wenn unser Leib noch gesunde Säfte hat, ohne Schmerzen wieder frisches Fleisch ansetzen. Man biete diesem Mann die Hände, man überlasse ihm die weisen Anordnungen, und thue, was sie fordern.

In diesem Krieg ist es nicht zu läugnen, sind die Theutschen wieder glorreich erwacht und auferstanden; Rußland, Rußlands edler Alexander hat den Stein abgewälzt. Wir müssen die Russen für immer als unsere Befreier anerkennen, und sie dafür als unsre Brüder, die doch im Grund auch einmal zu den germanischen Völ-

fern gehört haben, ehren, und, sollten sie es je nöthig haben, ihnen unsere Hülfe in jeder politischen Lage zukommen lassen. Theutschlands Politik mit Rußland muß sich auf die heutige Verbindung gründen, nicht auf längermessende Augen.

Nachdem der Stein abgewälzt war, gebührt Preußen die Ehre der ersten männlichen Erstehung. Sie sind kräftig emporgesprungen; Mann und Weib, Alt und Jung ist zu Waffen, oder Kleidern, oder Lebensmitteln geeilt, um zu fechten, zu kleiden, zu nähren; die alttheutschen Schlachten, wo Weib und Kind mit auszogen, und hinter dem Treffen den Männern, Vätern, Söhnen, Brüdern, Geliebten Muth und Standhaftigkeit zuriefen, und die Verwundeten pflegten, haben sich erneuert. Die Preußen sind dafür schon belohnt, Theutschland hat ihre Tapferkeit, ihr männliches Betragen laut anerkannt. Mögen sie dadurch nicht hochmüthig werden. Preußen hat Rußland mächtig geholfen, beide konnten jetzt wenigstens die Franzosen so lang aufhalten, bis die andern Theutschen gerüstet waren. Zuerst trat Oesterreich wieder ins Feld, edel und großmüthig, obschon in vorigen Kriegen von allen andern Theutschen verlassen, obschon mit Theutschlands Widersacher durch Heirathsbande verschwiegert. Aber das Volk mit Einsicht hat erkannt, daß das Vaterland keinen Schwiegersohn hat; es ist aufgestanden, um Preußen und Rußland zu helfen, um sich zu helfen, um Theutschland zu helfen, und es hat entschieden, es hat in Sachsens Feldern entschieden — Theutschland ist vom Feind geräumt, das Joch ist zerbrochen, wir, unsere Fürsten sind frei — aber noch nicht ohne Gefahr.

Nun kommt Baiern an die Reihe, Theutschlands Dank zu haben. Noch eh das Joch zerbrochen war, noch als

es Napoleons Rache zu fürchten hatte, war sein Herz von Teutschlands blutenden Wunden gerührt; es gab Oesterreich die lang feindliche Hand nun freundschaftlich, und die Baiern zogen mit Jubel nach Hanau, um dem geschlagenen Franzos den letzten Stoß zu versetzen. Er burzelte über den Rhein. Oesterreichs Kriegserklärung war ein Meisterstück, das auf ewige Zeiten Muster bleiben wird. Preußen hat sehr unwesentliche Kriegsgründe vorgebracht; es brauchte keine zu geben. Die Erklärung des Königs an sein Volk war die rechte und hinlängliche Kriegserklärung. Auch Baierns Erklärung und Würtenbergs bestanden in nichts als in Privatklagen gegen Napoleon, da es doch nichts weiter bedurft hätte, als zu sagen: Jetzt Napoleon finden wir es an der Zeit, der Stimme unseres Volks nachzugeben, und deinen Despotismus zurückzutreiben. Rechenschaft haben wir hierüber niemand abzulegen.

Der Orden des eisernen Kreuzes, der in Preußen für diesen Krieg und nur für ihn errichtet wurde, ist einer der treffendsten und tiefsten Gedanken, den das neue Zeitalter, welches von diesem Völkerkrieg seinen Anfang herschreibt, hervorgebracht hat. Silber und Gold haben sie uns genommen, aber das Eisen haben sie uns gelassen: das Eisen ist unser Joch, das sie uns aufgelegt; wir haben es zum Kreuz umgeschaffen, um vor ihm den Gott der Völker um Rettung anzuflehen, um ihm ewige Treue zu schwören; Er hat es uns zum Schwert umgeschaffen, auf daß wir mit demselben Joch, das uns zum dienstbaren Vieh erniedrigte, unsre Treiber erschlagen sollten. Möchte doch das eiserne Kreuz nicht bloß für Preußen, sondern für alle Theutsche Orden werden! Alle haben Anspruch auf ein Zeichen für diesen Krieg allein. Die andern Orden sind gegen diese ohne Werth.

Nachdem die Franzosen über den Rhein waren, haben alle theutsche Fürsten geeilt, von den drei Verbündeten Rettern noch gegen die Franzosen angenommen zu werden. Ihre Völker hatten gleiche Gesinnungen und gleichen Eifer wie alle andere Theutsche gegen die Franzosen schon früher an den Tag gelegt; und von diesem Augenblick an ist kein theutsches Haus mehr, in dem nicht Waffen gegen unsere Erbfeinde bereitet würden. Ein heiliges Streben, ein heiliger Sinn hat sich aller Gemüther bemächtiget, ohne Lehre, ohne Predigt, ohne Treiber. Dieser Sinn nimmt die Schande von uns, die wir geflissentlich auf uns gewälzt haben, dieser Sinn giebt uns wieder Vaterlandsliebe und macht uns wieder zu einem Volk, als welches wir im Begriff waren, zu verschwinden. Bedenkt was das heißt: keinem Volk anzugehören. Welch schreckliche Antwort, die kein Mensch ohne Schamröthe und Stottern aussprechen kann, wenn ihn ein Fremder in Asien oder Afrika frägt; weß Landes, weß Volkes bist du? Und er soll sagen: keines — wie ein Hurenkind! Dahin wäre es beinah mit uns Theutschen gekommen durch unsere Unachtsamkeit, ja durch unsern Frevel am gemeinsamen Vaterland.

Lieben wir daher unsere Fürsten, die nun mit uns eines Sinnes sind, die nicht mehr allein ein Staat mit ihren wenigen Bürgern werden sein, und ihn von andern Theutschen werden absondern wollen, die ebenso nothwendig nach einem Kaiser rufen werden als wir, um gegen fremde Uebermacht geschützt zu sein, ja um selbst fremder Schwäche die Lust zu benehmen, von uns ein Stück loszureißen: denn bei unserer Verfassung, bei unserer Selbstsucht, als kleine Stäätchen wie große Reiche unabhängig sein zu wollen, dürfte sich auch der schwächste Lumpenhund einfallen lassen, da und dort ein Stück abzureißen.

Freilich fährt uns oft der jammervolle Gedanken durch die Seele, daß uns Theutschen nicht zu helfen sei, bisweilen sogar, daß wir der Freiheit nicht würdig seien. Das erste, wenn wir unsere politische Verfassung, die sich einmal nicht ändern läßt, betrachten, und die Geschichte des theutschen Reichs seit Marbod und Segest bis 1806, die nichts enthält, als Zerfleischungen der einzelen Volksstämme, und Empörungen gegen das Reichsoberhaupt; das zweite, wenn wir den verschwundenen Sinn für Vaterland und Politik betrachten, der zwar wieder aufgeflammt ist, aber bei verdorbenem Holz nicht fortbrennen kann. Das Erste hat das Zweite herbeigeführt, das Zweite das Erste unterhalten. Kaum ist abzusehen, wie sich eines, und dadurch beide ändern lassen. Bleiben wir in der Geschichte versunken, so sind wir verloren: wir müssen öffentlich fremden Herren dienen, denen wir seit zwei Tausend Jahren heimlich gedient haben; im ersten Tausend den Römern, im zweiten den Afterrömern. Hermann und Wittekindt scheiterten an der blinden Nebenbuhlerschaft der einzelen Stammesfürsten. Hat uns zweitausendjährige Erfahrung klug und nachgiebig gegen unsere Brüder gemacht? Wir zweifeln! Gewalt, nur Gewalt bringt uns zur Vernunft. Sie werde doch angewendet! So ruft jeder theutsche Mann! Zwingt uns doch, Theutsche zu sein, sonst sind wir es nicht!

Gott sei gepriesen! Franz, Alexander, Friedrich Wilhelm seien gesegnet! denn sie sind groß vor Gott; er hat ihre Weisheit, ihre Milde, ihre Waffen gesegnet: denn sie brauchen sie für die Freiheit des Volks Gottes!

Neue Bewaffnung.

Verschanzung.

Ich rede hier bloß von Feld- oder Gemeindschanzen, welche überall angelegt und von der Landwehr oder dem Landsturm vertheidigt werden sollen. Jedes Amt, das etwa 1000 Mann stellen kann, muß eine solche Schanze am gelegensten Ort, wo sie einem eindringenden Feind am meisten schadet, an Brücken, Hohlwegen, Städten ꝛc. haben. Sie dient zum Waffenplatz der Gegend; sonntäglich ist darinn oder darum Waffenübung.

Eine grade Schanze Taf. III. Fig. A dient bloß zum Schutz, vermehrt aber nicht die Gefahr des Angreifenden, weil alle Schüsse parallel gehen, daher auf jeden Punct nur eine Kugel fällt. Man macht darum solche Linienschanzen im Zickzack Fig. B. Sie sind ohne Zweifel am vollkommensten, wenn die Winkel rechte sind, weil sich dann jeder Schuß mit dem andern kreuzen muß. Dergleichen Linien sind aber nur für große Heere, die nicht umgangen werden können, was jedoch in den meisten Fällen möglich ist.

Um nicht umgangen zu werden, und um einem weit zahlreichern Feind widerstehen zu können, macht man auch Schanzenlinien hinter und neben sich, d. h. man macht Schanzen rings um sich her. Wenn wir aber die zackige Linie krümmen, können die Winkel keine rechte bleiben; sie vergrößern sich, und zwar, da sie auf einen Kreis aufgesetzt werden, bis auf 120 Grad. Solcher Winkel lassen sich nun im Kreis nur 6 stellen Fig. F. ghiklm, und es wird mithin der gedachte Kreis ein Sechseck, nopqrs.

Das Sechseck ist das Element geschlossener Schanzen oder Festungen.

In einem Dreieck Fig. C ist der äußere Scheitelwinkel acb von 60°, welche Fläche also nicht bestrichen werden kann. Dazu kommt noch, daß der Schuß nur senkrecht von der Schanze abgeht cd, ce, wodurch der Winkel jederseits um 30° wächst. Da herein kann also der Feind leicht dringen.

Gibt man der Schanze mehr Seiten im Viereck D, wodurch sie dem Kreis näher gebracht wird; so mißt der todte Winkel dce nur 90°: beim Sechseck E nur 60° dce. Jede Seite dieser Figur ist der Halbmesser des entsprechenden Kreises, und so kann man sagen, sei das Sechseck die Darstellung des Kreises als Vieleck, mithin die zur Verschanzung passendste Figur. Es müssen aber auf diese Figur die Vertheidigungslinien gesetzt werden, wodurch das kreisichte Vielzack Fig. F. adbfcea entsteht, welches eine Sternschanze ist.

In dieser Figur vertheidiget eine Seite ag die andere gd, zwar nicht unter rechten Winkeln, was bei einer geschlossenen, runden, Kreis darstellenden Schanze unmöglich ist; aber der Winkel ist einem rechten hinlänglich nah, er

mißt 120° wie der innere Winkel des Sechsecks nop, der sein Scheitelwinkel ist.

Eine solche Figur aufm Feld abzustecken, wäre schwer, wenn man Seite vor Seite, Winkel vor Winkel abmessen müßte. Man kann es leichter haben, wenn man die Schanze als zwei in einander gelegte Dreiecke abc und def betrachtet. Man steckt die Linie ab ab; zwei gleichlange Schnüre geben die zwei andern Seiten des Dreiecks ac, bc. Dann legt man die Schnur dreifach zusammen, und theilt die Linie ab in drei Theile ag, gh, hb, schlägt in g und h Pfähle. So verfährt man bei ac und bc, schlägt Pfähle in m, l, und i, k, und zieht die Schnüre durch gm nach d, e, durch hi nach d, f, durch kl nach e, f. Damit ist die Sternschanze fertig gezeichnet.

Die Brustwehren mache man außer den Schnüren, so nieder als möglich, daß sie der Feind gar nicht sieht. Er wird dadurch verhindert, sich auf die Flanken zu setzen, und die Seiten nach der Länge zu beschießen. Es ist besser, man grabe sich ein, als daß man die Erde vor sich erhebe, was um so weniger nöthig ist, da man in den Gemeindschanzen keine oder nur 1—3 Kanonen haben wird.

Dieses nenne ich die äußere Schanzlinie, und schlage noch eine innere vor, die man noch einnehmen kann, wenn der Feind die äußere schon erstürmt hat. Diese innere Schanze bilde das Sechseck selbst nopqrsn. Die Erde wird aber über die Schnur ab des Dreiecks hereingeworfen, wodurch no entsteht; bei n und o werden Einschnitte als Eingänge offen gelassen, aber mit starken Gattern versehen. Sind einige Feinde auch wirklich schon bei d hereingedrungen, so empfängt sie ein neues Feur aus no; läßt man nun noch einige Fladderminen in

gdhg fliegen, so wird der Feind mit Schrecken die Flucht ergreifen.

Endlich habe ich noch einen dritten Vertheidigungsort vorzuschlagen, der aber mehr dient, sich bei einem gelungenen Sturm vor der ersten Wuth des Soldaten zu retten, und über eine ruhige Uebergabe zu unterhandeln. Es ist das Blockhaus t in der Mitte der Schanze. Es sei so groß, daß die ganze Besatzung darinn Platz habe, sei oben mit Erde bedeckt und so stark, daß einige Kanonen darauf stehen können. Dieses ist der einzige Platz für die Kanonen in Gemeindschanzen, weil es unmöglich ist, in einem Land so viel Kanonen aufzutreiben, als zur gehörigen Besetzung einer solchen Schanze nöthig wären, weil auch eine solche Schanze keine Festung sein und keine Belagerung aushalten soll. Vom Blockhaus herunter schießt man hoch über die niedern Schanzen hinaus, und zwar nach allen Seiten, von denen der Feind sich nähert. Man muß deßhalb wenigstens 2 — 3 Kanonen oben stehen haben.

Im Blockhaus seien gänzlich die Vorräthe und die geflüchteten Sachen der Gegend.

In einer Entfernung von 100 Schritt mache man einen Schwall um die Schanze, wie ein Glacis, so daß der steile Rand gegen die Schanze gerichtet ist, der Schwall sich aber gegen das Feld so langsam verliere, daß er dem Feind nicht zur Brustwehr dient, und er von der Schanze aus bestrichen werden kann. Will er stürmen, so muß er über den Schwall herunter springen, und ist nun unserem Feuer so ausgesetzt wie ein gefangenes Wild. Während er sich bemüht, wieder zurückzuklimmen, wird er erschossen. Zugleich verdeckt der Schwall dem Feind die Richtung der Schanzenecken.

Zwischen dem Schwall und der Schanze seien Wolfsgruben u, auch schlage man kurze Pfähle ein, und verbinde sie durch Seile, damit der Feind darüber hinausstürzt, wenn er, besonders zu Nacht angreift. Man wird Palisaden, spanische Reiter nicht vergessen. Im Graben unmittelbar vor der Schanze Wasser oder Dornsträucher.

Kleidung — Schutzwaffen.

Taf. I stellt einen theutschen gepanzerten Krieger vor, der vom Schutzgeist der menschlichen Freiheit den Helm und eine Ermahnung über den Ernst unsers Kampfes erhält.

Die wichtigste Decke ist die der Brust und des Rückens. Ich habe Versuche mit Fließpapier angestellt, und gefunden, daß es zur Bepanzerung nichts taugt; denn eine Kugel auf 60 Schritt aus einem gewöhnlichen Soldatengewehr, schlug durch 80 Bogen und ein morsches Brett. Der Panzer muß also von Eisen sein, und mit dickem mastrichter Leder überzogen werden. Ein bekannter und geschickter Künstler in Metallarbeit hat einen Brustpanzer von starkem Eisenblech verfertiget, der nicht mehr als $\frac{7}{4}$ Pfund wiegt, und nicht über 2 Thlr. kostet. Wahrlich eine wohlfeilere Kleidung ist nicht zu erdenken. Es soll nun der Brustpanzer 2 Pfund wiegen, das dazu erforderliche Leder 1 Pfund, so sind es drei, mit dem gleichschweren Rückenpanzer sechs, dem Hüftpanzer oder dem Schurz neun. Dieses ist kein Gewicht. Also macht ein solcher Panzer niemand schwerfällig oder unbeholfen, kostet ferner kaum 10 Thlr., wofür sich ja niemand einen Rock anschafft, der doch weder gegen Nässe noch Kälte schützt, vom Schutz gegen Spieß und Säbel, geschweige Kugel nicht zu reden. Ein solcher Panzer hält

ferner jahrlange Strapatzen aus, und es fordert es mithin die Staatshaushaltung eben so laut, als das Leben des Staatsbürgers, der jetzt unter den Waffen steht, daß die Schutzwaffe wieder eingeführt werde.

Wie der Panzer zu verfertigen ist, daß er nur bis an den Bauchbug reichen darf 2c., brauche ich nicht anzugeben. Das müssen die Waffenschmiede besser verstehen als ich. Aber was dazu gehört, muß ich angeben.

Das Leder wird durch Oesen und Riegel an den Rändern und in der Mitte des Eisenpanzers befestiget. Zur Zierde oder vielmehr als Erforderniß des Geschmacks, und als Zeichen eines gebildeten Volks muß der Rand des Brustleders einen Saum haben, der bei Befehlern nach griechischer Tracht eingebrannte Goldzeichnungen enthält. Der Brustplatz wird durch ein, ebenfalls durch Goldarbeit gezeichnetes Kreuz in vier Felder getheilt, und jedes leer gelassen, damit nach und nach die Kriegsthaten symbolisch oder wirklich darinn abgemalt werden können, und der Panzer so unmerklich zum Wappen wird.

Der Schurz besteht bloß aus ledernen Schienen so an beiden Panzerstücken hangend, daß zwei Schienen in Zwischenräumen eine dritte decken, und so an diese befestiget sind, daß sie sich über einander schieben lassen. Der vordere und hintere Schurz sind an den Seiten getrennt, um nicht die Bewegung zu hindern.

Von solchem Leder muß auch der Halspanzer Taf. II Fig. 1. 2. a sein, der nur in der Schlacht umgethan wird. Er sei so weit und hoch daß er Mund und Näse geräumig bedeckt. Seitwärts wird er an der Achselklappe b des Panzers, hinten am Kragen des Rocks befestiget, welcher unter den Panzer angezogen wird. Bei Befehlern könnte

er ein Mundrohr von Metall haben, um die Stimme zu verstärken.

Die Kopfbedeckung ist der Helm von Eisen. Ich weiß keine vollkommenere vorzuschlagen, als die der französischen Kürassiere. Die Helme unserer theutschen Truppen halten nichts ab. Hüte, Schako, Bärenmützen sind keine Kleidung eines Kriegers.

Die Hosen seien von Tuch, und zwar weite Pumphosen, die aber von den Hüften und nicht durch Refte getragen werden, nur bis an die Waden reichen, im Sommer oder nach Lust des Mannes offen stehen, im Winter aber unterm Knie durch einen Faltenzug geschlossen werden. Die Schweizerhosen sind die ächten Hosen; alles andere ist Verstümmelung.

Wenn wir Griechen oder Römer wären, würden unsere Krieger Schienbeine und Füße blos, und statt der Schuhe Sandalen tragen. Sie brauchten sich dann nicht zu scheuen, durch Wasser und Koth und Sümpfe zu waden, das Wasser blieb ihnen nie in Schuhen stehen, wodurch man fuslos wird; im Winter Schuhe und Strümpfe zu tragen, wäre darum nicht verboten. Das ist aber nun einmal vorüber. Man thue aber was man kann. Der Krieger trage Strümpfe mit Ueberstrümpfen, im Sommer Sandalen, im Winter Schuhe. Trugen ja doch noch die Spanier, als sie gegen Rußland ziehen mußten, bloße Füße auf Sandalen. Wenn man keine Strümpfe, und statt der leinenen wollene Hemden trüge, könnte der Soldat den lästigen Ranzen entbehren.

Trutzwaffen.

Die Waffe aller Waffen ist der Spieß, Taf. II. Fig. 1. Er halte wenigstens doppelte Mannslänge, sei

vor und hinter dem Handgriff c schnell verdickt, damit viel Gewicht in die Hand falle, vorn habe er ein Kreuz d, welches einerseits sich in eine Axt, andererseits in einen ganz eingerollten Haken endet, zum Auffangen des feindlichen Gewehrs.

Nach dem Spieß folgt das Schwert. Es hange an einem breiten Gurt um den Unterrand des Brust- und Rückenpanzers, welche zu diesem End einen vorstehenden Rand haben müssen. Auf diesem Schwertgurt sitzt die Patrontasche e, in Form einer steifen Wurst, die um den ganzen Leib reicht, und schiebbar ist. Sie sei nicht weiter als eine Patrone, so daß alle in eine Reihe neben einander um den Leib herum zu liegen kommen. Die Tasche hat einige Querwände, und einen Deckel f, der auch einigemal unterbrochen ist. Die Flinte ist eine leichte Jagdflinte, die umgehängt wird. Beim Feuren wird der Spieß in die Erde gesteckt, und die Flinte auf einen an ihm angebrachten Haken g aufgelegt. Aufm Rücken wird weiter nichts als das Ränzchen von beiden Schultern hh getragen, weil es nun einmal nöthig ist.

Wer einige kleine Puffer und einen Dolch zu sich stecken will, findet am besten Platz dazu an der Patrontasche, die deßhalb Bequemlichkeiten haben muß.

Dieses Kleidung und Bewaffnung des Kriegers.

Stellung.

Die vollkommenste Stellung wäre ohne Zweifel die, in der alle Kräfte zu gleicher Zeit wirken, in der man sich nach vorn, hinten und nach den Seiten wehren, in der man die Macht in die kleinsten Theile auflösen und in die größten Massen mit Leichtigkeit vereinigen, in der jeder Theil den andern, wie die Bastionen einer Festung ver-

theidigen, und in der man zugleich, unbeschadet obiger Forderungen die größte Strecke Feldes decken könnte, theils um zur freien Bewegung Spielraum zu haben, theils um dem feindlichen Feur nicht zu dicke Massen auszusetzen, theils endlich um sich nicht überflügeln zu lassen. Diese Forderungen zu erfüllen, ist eine schwere Aufgabe. Die jetzige Stellung löst nur die zwei letzten, gewiß die unwichtigern. Jeder Versuch, sie zu lösen, sollte daher gehört werden.

Ein Mann kann sich nicht nach allen Seiten vertheidigen: er hat aber vier Seiten, nach denen er Gesicht machen sollte; um vier Gesichter zu haben, muß man vier Menschen hinstellen — die einfachste Wehrstellung wäre also 4 Mann. Diese 4 Mann stehen aber nicht in einer Linie, weil so keiner den andern vertheidigte, sondern so, als wenn ein Mensch nach vier Seiten Gesichter hätte, also mit dem Rücken gegen einander gekehrt, wie Taf. II Fig. 1. zeigt.

Vier Mann sind das Element der Stellung, und zwar vier Mann ins Kreuz gestellt.

Vier Mann geben aber keine Masse, welche einer größern Masse oder nur einem Pferd widerstehen könnte; denn ein Pferd ist gleichzusetzen zwei Mann für seine Breite, und drei Mann für seine Länge, mithin 6 Mann.

Die vier Mann müssen unterstützt werden, und zwar wenigstens durch 16 Mann, damit sie umgeben werden. Das Element der Stellung ist aber nicht ein Mann, sondern vier. Die hinzugethane Unterstützung muß demnach zu je vier Mann geschehen. Wir stoßen also an den Stock von vier Mann andere vier Mann, und dieses nach demselben Grundsatz; indem nun je vier Mann als ein Mann betrachtet, und als ein solcher gestellt werden. An

jede Seite des Stocks a kommt also ein Kreuz von vier Mann b und c, wie Fig. 2 zeigt.

Diese drei Mannkreuze stehen aber nun nach vorn und hinten bloß, sind auch erst 12 Mann, und müssen mithin noch mehr erhalten. Die Figur gibt die Lücken selbst an, wohin die Kreuze zu stellen sind. Offenbar in d, e und f, g, wodurch die Fig. 3 entsteht, welche sogleich die Lücken h und i angibt, in die noch zwei Mannkreuze gehören. Durch sie ist die Figur geschlossen, wie Fig. 4 zeigt. Sie besteht also aus 1 + 2 + 4 + 2 = 9 Mannkreuzen, oder 36 Mann. Mehr können nicht hinein. Das Element der Stellung ist mithin ein Mannkreuz, die zweite lückenlose Figur ist das ausgefüllte Mannkreuz oder der doppelte Keil. Zwischen 4 und 36 Mann giebt es also keine Zahl, in der alles wechselseitig vertheidiget würde.

Betrachten wir diese Figur genauer, so ist sie ein Quadrat, dessen Seiten op, oq sechs Mann lang und hoch sind; theilen wir sie durch die Linie fae, so ist ofep eine Stellung von drei Gliedern, deren jedes 6 Mann lang, mithin eine Section unserer gewöhnlichen Kompagnieen ist. Wir nennen diese Section Zug. Es stehen hier zwei Züge hinter einander, fp und qe. Diese Ansicht macht, daß unser Keil aufs leichteste aus der gewöhnlichen Linienstellung von drei Gliedern zu bilden ist, ohne daß die Soldaten den geringsten neuen Unterricht nöthig haben. Wir hätten eine Kompagnie von 36 Rotten oder 108 Mann; wir lassen sie abtheilen in 6 Züge (Sectionen) 1, 2; 1, 2; 1, 2; Fig. 5, und commandiren:

Zweite Züge en colonne hinter die ersten! —
Marsch! —
Links schwenkt euch!

Man läßt sie nur eine Viertelsschwenkung machen, und commandirt:

Halt!

Rechts Front! (nehmlich eine Viertelswendung).

Hat man das einmal mit den Leuten gemacht, so geschieht alles viel schneller und auf einmal, indem man den zweiten Zug sich hinter den ersten, während dieser schwenkt, ziehen läßt, wie es Fig. 5 vorstellt. Man commandirt: Erster Zug schwenkt links, zweiter zieht sich dahinter!

Marsch!

Halt! Rechts Front!

Ist auch dieses gelernt, so commandirt man bloß: Man wird den Keil formieren; Marsch! — Halt! — Front! So sind in einem Augenblick drei Keile gebildet, deren jeder wieder den andern vertheidiget. Sie stehen nun wie vor- und einspringende Winkel einer Festung neben einander, und jeder Keil bestreicht die Fronte des andern; auf jeden Punct, auf dem sich der Feind nähert, fallen daher zwei Schüsse.

Die Keile sind immer geschlossene Quarrés, die daher von keiner Reiterei überrascht werden können; sie sind auch so klein, daß ihnen Kanonen nicht mehr als gewöhnlich schaden können, sie stehen so nah beisammen, daß ein Keil den Angriff auf den andern hindert, sie sind ferner so weit von einander entfernt, daß die feindlichen Reiter zwischen durch können, wodurch Unordnung in ihnen entsteht, und sie um so sicherer verloren sind; da sie den Keilen nicht in den Rücken kommen können, weil sie keinen Rücken sondern 4 Gesichter haben. Braucht man noch größere Massen, so schiebt man mehre Keile an einander Fig. 7, 8, oder man

löst sie in Linienstellung auf, und formt sie en colonne, wenn man dazu Lust hat.

Beim Antreten formen sich aber die Keile anders. Die Mittellinie von 6 Mann Fig. 4, or tritt an, und gibt die Fronte: vor und hinter diese treten 5 Mann, dann 4, dann 3, dann 2 und dann 1. Es geht eben so leicht, wenn man sich alle nach dem Vordermann richten läßt. Beim Marschieren müssen aber die Glieder etwas geöffnet werden, weil nicht Mann hinter Mann steht, sondern hinten zur Seite.

Die Eckmänner sind die stärksten; der vorderste hat ein Uhlanenfähnlein am Spieß, wornach die andern sich richten. Das Mannkreuz in der Mitte braucht nicht zu schießen. Es bestehe daher aus den Kriegshandwerkern. Einer habe eine Axt, einer ein Grabscheit, einer eine Pickelhacke, einer eine Säge, kurz was man zum Schanzen, Brückenbau, Thoreinreißen rc. nöthig hat. Alle haben aber Spieße, und zwar seien derer, die in der Mitte stehen länger, so daß sie eben so weit als die der vordern Glieder vorragen. Es ist unnöthig, zu zeigen, daß dieser Keil seine Spieße nach allen 4 Seiten halten könne, daß indessen die mittlen mit den Gewehren der vordern schießen können rc.

Reiterei.

Die Reiter dürfen nicht wie die Fußgänger gestellt werden, weil sie nicht nach allen Seiten sich zu vertheidigen haben, sondern nur nach vorn und den Seiten. Ein Reiter braucht zwei Nebenreiter, welche seine Knappen (Secundanten) sind. Das Element der Reiterstellung be-

steht mithin aus der Zahl drei — heißt ein Reiterzug Taf. II. Fig. 6, a, b.

Da die Reiter nicht selbst den Krieg führen, sondern ihn nur führen helfen, so gehören sie zu den Keilen, als deren weit wirkende Waffen, als Ausspäher, Beschäftiger, Ueberfaller, Geschütznehmer, Rückendecker beim Rückzug, Verfolger beim Sieg. Da ein Keil nur 6 Mann breit ist, so haben nur zwei Reiterzüge hinter einem Platz, also auf 36 Fußgänger 6 Reiter oder der sechste Theil. Die Reiter stehen unterm Befehl des Keilführers; sie haben jedoch ihre Rittmeister, damit sie, wenn es nöthig ist, zusammen gerufen werden können, um allein und in Masse zu handeln.

Der Keilführer befindet sich außer dem Keil. Er tritt in denselben bei einem unmittelbaren Angriff.

Bildung größerer Haufen.

Um aus Keilen eine geschlossene Figur zusammen zu setzen, bedarf man wenigstens vier, Fig. 7; es ist aber nicht nöthig, daß die hintere Lücke No. 4 geschlossen sei, aber wohl, daß der Befehl von der Mitte aus gegeben werde, wozu nur drei Keile passen. Löst man sie auf Fig. 6, so behält No. 1 den linken Flügel, No. 2 folgt, dann No. 3. Sie sind immer so weit von einander, als Raum gh nöthig ist, eine Linie Fig. 5 von drei Gliedern zu formiren; so haben die Reiter freien Spielraum, niemand beengt den andern.

Diese 3 Keile Fig. 6 bestehen mithin aus 3.36 = 108 Mann ohne den Führer, und mögen ein Fähnlein heißen. Ein Fähndrich führt sie. Um große Massen zu bilden, schiebt man Fähnlein in Fähnlein, so daß die

Spitze des vordern Keils in die Lücke der beiden hintern fällt, wie Fig. 8 weiset, a, b, c. Ist daß noch nicht genug, so schiebt man noch seitwärts in d, e ꝛc. ein.

Zur Bildung eines Heers wird in dieser Zahl fortgeschritten. Drei Fähnlein sind ein Haufen, der mithin 3. 108 = 324 Mann zählt, und von einem Hauptmann geführt wird. Hat im zweiten Keil des zweiten Fähnleins die Fahne.

Drei Haufen sind eine Schaar, also 3. 324 = 972 Mann; wird von einem Obersten geführt. Hat auch eine Fahne in der Mitte. Drei Schaaren bilden ein Regiment, also 3. 972 = 2916 Mann oder 81 Keile; wird vom General geführt. Drei Regimenter bilden eine Brigade, also 3. 2916 = 8748 Mann. Drei Brigaden sind 3. 8748 = 26,244 Mann, ein Heer, dessen Führer Feldherr oder Heerführer heißt. Er hat ⅙ Reiter oder 4374. Mithin besteht das ganze Heer aus 12 Regimentern, 30,678 Mann, ohne Führer, Scharfschützen, Kanoniere ꝛc. Mehre Heere stehen unterm Oberfeldherrn.

Außer den Fahnen muß man noch, gleich den Römern, Bilder großer theutschen Fürsten und Feldherren im Heer auf hohen Stangen tragen, aber von Feldherrn, deren Andenken unter uns groß ist, von Ehrenvest, Hermann, Waldstein, Tilly, Bernhard von Weimar, Eugen, Ludwig von Baden, Friedrich der zweite von Preußen, Laudon ꝛc. Man hüte sich jedoch, die Brustbilder noch lebender Menschen vortragen zu lassen, weil dadurch theils Eifersucht und Hochmuth erregt, theils aber auch der Zweck verfehlt würde; indem mancher im Heer gehaßte auf der Stange stecken würde, von dem sich die Soldaten lieber abwenden als ihm folgen möchten.

Schlachtordnung.

Man hat die grade und schiefe Stellung, die dünne and dicke. Aus den bisherigen Endwickelungen folgt die Festungsartige. Ein Heer ist eine lebendige, bewegliche Festung, und muß sich mithin auch nach den Regeln einer Festung vertheidigen. Sie werden aber abgeändert durch den Begriff einer lebendigen Festung, als welche keinen Wall von hinten braucht, weil ein und derselbe Wall sich umkehren kann.

Denken wir uns eine Schlachtordnung in Gestalt der Sternschanze F, so müßte sie sich ohne Zweifel lächerlich und verwickelt ausnehmen. Streichen wir aber aus dieser Figur weg, was durch das Leben unnöthig wird, so haben wir eine Festungsstellung. Stellen wir unser Heer in die Sternschanze, so kommt auf jede der 12 Seiten ag, gd rc. ein Regiment, weil das Heer 12 Regimenter und die Schanze 12 Faßen hat; nehmen wir nun die Wälle weg, so bleiben bloß die lebendigen Festungslinien übrig, deren aber nun zur Vertheidigung zuviel sind, weil sie sich umkehren können. ab sei die Fronte gegen den Feind, also ae und bf die Flanken. Diese bestreichen sich, und sind daher nothwendig. Aber am kann sich auch gegen ag kehren und schießen; mithin ist ag unnöthig und die ganze Linie ab: so ef. Diese Linien können also zurücktreten bis mspi, da verfließen und da die Hauptlinie bilden; wie Fig. 9 mi weist.

Auf den Flanken ae und bf Fig. F und 9 stehen 4 Regimenter, und auf den Faßen gdh und lck ebenfalls 4, mithin $\frac{2}{3}$ des Heers. Die Mittellinie oder Wallinie mi wird von den 4 übrigen Regimentern gebildet, und zwar

kommen sie so zu stehen wie die Zahlen 1—12 in beiden Figuren angeben.

Was noch von der Festungszeichnung übrig geblieben ist, ist die Hauptlinie mi mit den 4 Flankenlinien. Die Faßen gdh und lck sind als Garnison anzusehen. In diesen sind wie in den Flanken die Keile staffelartig (en echellons) aufgestellt mit den gehörigen Zwischenräumen. Man kann meine Flanken Hörner nennen, und man wird sie nicht unrecht mit den Cornua der römischen Schlachtordnung vergleichen.

Die Kanonen stehen in den großen Zwischenräumen, bei i, m, g, h rc.

Man sieht ohne mein Bemerken, daß jede Stelle übers Kreuz bestrichen werden kann; Flintenkugeln aber in der Front auf jeden Punct 6, auf den Flanken 4 fallen. Die Garnison hinter der Fronte dient als Reserve.

Soviel ist gewiß, daß in dieser Stellung ein Regiment das andere, eine Schaar die andere, ein Keil den andern vertheidiget, daß keine Ueberflügelung möglich, oder wohl möglich aber nicht schädlich ist. Nur eines scheint bedacht werden zu müssen. Wird sich nehmlich der Feind nicht auf die Hörner setzen, und die Hornlinien am, bi nach der Länge beschießen? — Das kann er nicht, wofern er nicht doppelte Uebermacht hat, weil er sich viel zu sehr ausbreiten müßte, was nothwendig zu seinem Verderben ausschlagen würde; indem die Garnison sein Centrum angreifen könnte. Thut er es ungeachtet dieser Gefahr; so sind drei Mittel da, ihm auszuweichen: das ganze Heer rückt vor oder zurück, das Horn macht eine Schwenkung, oder endlich es legt sich nieder. Dieses ist bei unserer Einrichtung möglich, weil die Keile Zwischenräume haben und nur aus 36 Mann bestehen, die augenblicklich wieder her=

gestellt sind, wenn Reiterei vordringen wollte; und endlich weil hoffentlich kein Soldat sich einbilden wird, es sei wider die Ehre, sich zu legen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Garnison jede beliebige Stellung annehmen kann, daß die Reserve nicht hinter der Linie angenagelt steht, sondern auf die bedrohte Flanke eilt, daß die Hörner nicht wie an einen Winkelhaken von 120° gebunden sind. Beweglichkeit, Veränderlichkeit ist die Hauptkraft in den Schlachten.

Ein Regiment Keile nimmt wegen den Zwischenräumen, die aus der Entstehungsart der Keile bleiben, ebensoviel Länge ein, als wenn es in drei Gliedern stände. 2916 Mann bilden 972 Rotten; auf jeden Mann 4 Quadratfuß Raum gibt fürs Glied $2 \cdot 972 = 1944'$ Länge. Vier Regimenter bilden mithin eine Linie von $4 \cdot 1944 = 7776'$ oder 3333 Schritt zu 28'', also über eine halbe Stunde. Die Länge eines Regiments mäße $\frac{3333}{4} = 833$ Schritt; und so weit wäre der Flügel von der Garnison bei i und h rc. entfernt. Sie können sich also vollkommen vertheidigen.

Schanzenbesetzung.

Wenn man eine oben beschriebene Schanze auf 1000 Mann oder eine Schaar von 27 Keilen, 972 Mann ohne die Führer berechnet, so kommen auf jede der Seiten zwei Keile oder 72 Mann, welches 24 Keile wegnimmt; drei bleiben übrig. Auf den Mann einen Schritt Platz gibt die Länge von 72 Schritten auf eine Seite; folglich mißt die Dreiecksseite ab $3 \cdot 72 = 216$ Schritte, die Linie eb als die Hypotenuse von ab etwa 300, so daß es vom Blockhaus bis zum äußersten Punct der Schanze 150 Schritte ist, und die Kanonen also gehörig wirken können.

Diese Schanzen besetzt beim herannahenden Feind die Landwehr, oder wenn es nöthig ist, der bloße Landsturm. Wenn wir nur ein Sechstel der Einwohner waffenfähig halten, so kann ein Landstrich von 6000 Einwohnern eine Schanze haben; manche Stadt also mehre. Das neue Theutschland kann leicht 30 Millionen Menschen, folglich 5 Millionen waffenfähige haben. Nimmt man von diesen auch eine Million zu den Heeren, so bleiben 4 Millionen für die Schanzen, die mithin 4000 Schanzen besetzen können. Wenn wir in unserem Vaterland 4000 vertheidigbare Schanzen haben, wird es wohl keinem Feind einfallen, uns zu unterjochen. Nun habe Theutschland 12000 Quadratmeilen, so kommt auf jede 3 Quadratmeilen eine Schanze. Der Feind stößt daher jeden Tag, er mag sich hinwenden, wohin er will, auf eine Schanze, vor der er muß reguläre Truppen liegen lassen, oder die er gar stürmen muß.

Am meisten legt man natürlich an Heerstraßen, aber auch in abgelegene Oerter, Wälder, Schluchten, auf Berge, zwischen Sümpfe und Seen, an welche Plätze die Einwohner ihre Habseligkeiten flüchten, und von wo aus Streifereien in den Rücken des Feinds gemacht werden. Mangel an Zufuhr oder an Nachricht, werden diese auch nur einen Tag aufgehalten, sind oft entscheidend. Außer den Schanzen werden die Straßen an vielen Stellen durchschnitten, in Hohlwegen Verhaue angelegt, auf fahrbaren Feldern Wolfsgruben gemacht; sind viel besser als Gräben, weil man solche nur an einer Stelle zuzuwerfen hat, um fortfahren zu können. Bei Wolfsgruben muß man jede Minute halten, und hin und herfahren. Städte und Dörfer zu vertheidigen, oder gar die Einwohner zu verleiten, daß sie aus Fenstern schießen, ist höchst verderb-

lich; weil es nothwendig die Abbrennung der Orte nach sich zieht, manchen braven Bürger der Erschießung Preis giebt, und die Einwohner furchtsam macht, oder gegen die Regierung aufbringt, oder beim glücklichsten Ausgang sie moralisch verschlechtert, tückisch, meuchelmörderisch macht. Will man Festungen nur beobachten, so wäre es ohne Zweifel am besten, wenn die Beobachtungstruppen in solchen Schanzen um die Festung herum ständen. Man brauchte nicht soviel Leute, und es giengen bei Ausfällen nicht soviel verloren. Statt zu liegen können sie ja graben.

Ein Hauptbeweggrund aber zur Errichtung so vieler Schanzen ist die Bildung des gesammten Volks zu Kriegern. Sie sind die Uebungs- und Sammelplätze der Jugend, sie lernt darinn Geschick, Benehmungskunst, weiß, was es heißt, wenn das Vaterland zum Kampf ruft, lernt den Soldatenstand nicht als einen besondern Stand, nicht als einen Strafstand kennen und fürchten, lernt eine Ehre darein setzen, Soldat zu sein. Ein Hauptgewinn ist auch der, daß in vom Feind besetzten Städten die Einwohner den Belagerern behülflich sein können; weil sie sich zu sammeln und einzurichten verstehen, weil sie schon ihre Führer haben. Jetzt lautet es wahrlich sonderbar, wenn man hört, das die freundlichen Belagerer es den Bürgern übel deuten, daß diese keinen Aufstand bewirken. Man bedenke doch, daß diese Bürger dieses Handwerk nicht verstehen, daß man von Jugend auf in sie geschrieen hat: den Bürger geht der Krieg nichts an, seine Pflicht ist Ruhe, er überlasse Fürsten und Soldaten die Entscheidung seines politischen Looses und ergebe sich wie ein Schaf darein, daß man ihm alle Waffen zu tragen verboten, ja sie ihm sogar genommen, daß man Schützengilden als einen Tand, oder Geldverschwendung, oder gar als

gefährlich aufgehoben, die Jagd untersagt ꝛc. ꝛc. hat. Und nun sollen solche Leute nicht bloß die Waffen zu führen verstehen, sondern sogar sich unter den Feinden erheben, sich ordnen, Führer wählen! Wahrlich! das heißt viel verlangt, wenn ein Mensch aufstehen soll, dem man vorher die Beine abgehauen!

Scheerenbrücke.

Die Kinder haben ein Spielzeug, welches sie Schäfer und Schafe nennen Taf. II. Fig. 10. Zwei kreuzweis über einander gelegte Stäbe a, b werden in der Mitte durch einen Zapfen e wie eine Scheere verbunden; auf gleiche Art werden an jedem End dieser Scheere zwei andere Stäbe durch Zapfen verbunden, die sich wieder kreuzen u. s. f. 3, 4 Paare. Dieses Spielzeug scheint mir eine vortreffliche Brücke zu werden, welche leicht auf einem einzigen Wagen mitgeführt, und für Fußgänger über einen schmalen Fluß bei ausgetretenem Wasser, oder über einen Festungsgraben augenblicklich gestoßen werden kann. Ich würde diese Scheerenbrücke auf folgende Art aus starken Bohlen von 24′ Länge bauen lassen.

Unter den ersten Mittelzapfen e kommt eine Unterlage f, die frei sein kann, etwa ein viereckiger Klotz. Die Handhaben oder Landen a, b seien 30′ lang, und bekommen beim Anfang Tritte von Brettern g, g, auf die sich Soldaten als Gegengewicht so lang stellen, bis die Scheerenbrücke soweit gestoßen ist, daß sie auf das andere Ufer oder die Bärme reicht, und der eiserne Hacken v eingreifen kann. Bei h ist einerseits ein Seil befestiget, das andererseits um eine Winde i läuft, wodurch die Landen sich genähert werden, und also die Brücke aus einander gestoßen wird.

Art

An den Ecken der Brücke seien gezähnte Latten k angebracht, welche in einer Art Ring l, m gehen, durch den sie hinunterschießen, um gleichsam der Brücke als Pfeiler zu dienen. In der Ruhe liegen die, welche hinten im Ring m laufen, so, daß das untere End auf dem Scheereneck v ruht, aber davon herunter fällt, sobald die Scheere eine gewisse Verlängerung erhalten hat.

Zwischen den Scheerenarmen Fig. 11 ml und en werden starke Gurte, oder Riemen, oder Seile dicht neben einander befestiget, genagelt, und darauf Felle oder starke Leinwand oder Flechtwerk von Seilen gelegt und befestiget o, p 2c., alles nur so lang, als man die Scheerenbrücke verlängern kann, damit sie gehörig gespannt werden.

Auch Lehnen lassen sich anbringen, die sich sogar selbst stellen. Auf die Ecken Fig. 10 stellt man Latten r, s, beweglich um einen Zapfen, und verbindet sie mit einigen Seilen ruts. Bei Verlängerung der Brücke müssen sie sich wegen der Kürze des Seils nothwendig aufrichten. Es versteht sich, daß die zwei Endlatten nur eine Viertelsdrehung machen können; sonst würden sie gegen einander fallen. So ist diese Brücke fertig, die sich zusammenlegen läßt, und nicht viel mehr Raum wegnimmt als gleichviel freie Bohlen. Besteht sie nur aus drei Scheeren, jede von 24 Fuß, so kann man damit über einen Graben von 60 Fuß Breite setzen, und das in wenigen Minuten.

Luftballon.

Belagerungsheere müssen einen Luftballon haben. Aus ihm läßt man die Festungswerke aufnehmen, besonders ob Unterwälle, Raveline, Brillen, Scheeren 2c. vor den Bastionen oder Curtinen sind; auch kann man alle

Bewegungen des Feindes, seine Truppenzahl, die Lage seiner Magazine ꝛc dadurch leicht erforschen; kurz eine solche Vorrichtung muß hundert und hundert Vortheile gewähren. Sie ist ein Spion des Himmels, dem der Feind nichts anhaben kann.

Meteorolog.

Noch wäre zu rathen, daß die Feldherren Astronomen in ihrem Stab hätten. Man hat sich zwar — ich weiß nicht aus welcher Art von Verstand — hinlänglich über Waldsteins Seni lustig gemacht, so daß man einem solchen Vorschlag nicht anders als mit Gelächter entgegenkommen wird. Das mag sein. Diese Stabsastronomen müssen keine bloßen Sterngucker, sondern practische Astronomen, d. h. Meteorologen sein. Wie viel kommt es zu einem Unternehmen, Ueberfall, Schlacht an, wie das Wetter ist. Wenn der Meteorolog es auch nur auf 2—3 Tage mit Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, so ist damit genug erreicht. Waldstein hat ohne Zweifel seinen Astronomen zu etwas besserem benutzt, als man jetzt in unsern überklugen Zeiten wähnt. Ein Mann wie Waldstein war doch wohl kein Tölpel!

Geolog.

Der Geolog ist dem Feldherrn so nöthig als der Geometer. Ein Mensch, der alle Gebürgszüge, ihre Höhen, ihre Thäler, ihre Flüsse kennt, der schon aus der Gebirgsart zu beurtheilen im Stand ist, ob es jenseits eben oder schroff sein wird, kann ohne Zweifel gebraucht werden.

Das neue Frankreich
1814.

Länder und Völker.

Sprachen scheiden Völker, nicht Beschlüsse; Gebirgszüge scheiden Wohnsitze der Völker, nicht Flüsse.

Die Sprache ist die Erscheinung des menschlichen Geistes und Charakters; ist die Erscheinung verschieden, so ist es auch der innere Grund. Zwei Sprachen lassen sich nimmermehr verbinden, und zwei Völker nimmermehr verschmelzen.

Im Thal, am Wasser findet der Mensch seine Nahrung und Beschäfrigung, nicht aufm Berg, am Felsen. Die Völker haben sich daher nicht auf den Bergen, sondern in den Thälern niedergelassen, und von den Thälern aus sich die Gaben der Berge, Holz und Stein geholt. Wenn sich Völker ausbreiten, so rücken sie vom Hauptstrom an den Nebenflüssen hinauf, endlich an die Bäche, und von diesen kommen sie erst auf die Höhen. Eh daher die Länder ganz bevölkert waren, waren die Gebirge öd, Wälder, und was jenseits der Gebirge hauset, weiß gewöhnlich das wilde Volk diesseits nicht. In der Regel findet man auch in

ganz bevölkerten und gebildeten Ländern jenseits eines Gebirgszugs einen andern Menschenschlag; an den Ufern eines Stroms aber, sei er noch so breit, wird man in der Regel einerlei Menschenschlag treffen.

Eine Menge Menschen, die eine Sprache spricht, ist ein Volk, muß durch einerlei Gesetz sich erhalten: denn sonst wäre es ja nicht ein Volk; einerlei Gesetz muß durch einerlei Gewalt gehandhabt werden: denn sonst wäre es ja nicht ein Gesetz; eine Gewalt muß durch eine Vernunft geleitet werden: denn sonst wäre es nicht eine Gewalt; ein Volk kann nur eine Regierung haben. Dieser Einheit entspricht offenbar nur die monarchische Regierung, weil die eine Vernunft sich nicht entzweien kann. Eine andere Regierung als die monarchische, ist ein Widerspruch, kann nicht bestehen. Eines Heeres kann doch wohl nur einen Führer sein: ein Heer ist aber doch wohl von einem Volk nicht verschieden. — Wir bauen keine Staaten auf Miethsoldaten, und wissen daher auch Volk vom Heer nicht zu unterscheiden.

Ein Volk muß Wohnsitze haben; Wohnsitze eines Volks sind sein Land.

Ein Volk muß beisammen wohnen; mithin ein Land keine andere Länder oder Völker zwischen sich haben.

Das Land, als Wohnsitz von Menschen betrachtet, ist nothwendig ein Thal-Land; Gebirgsketten sind mithin des Landes Gränzen. Ist ein Volk sehr groß, so kann es natürlich viele Thäler bewohnen, und mithin auch Gebirgszüge im eigenen Land haben.

Wenn mithin Theile fremder Sprache oder Völker, oder kleine Völker im Land des großen Volks wohnen; so sind sie als unnatürlich eingewandert, als innwohnende Fremde zu betrachten, und mit dem Hauptvolk zu ver-

schmelzen durch einerlei Gesetz und Sprache: denn — warum bewohnen sie einerlei Boden? Es bleibt demnach wahr, daß nur, was eine Sprache spricht, ein Volk ausmacht.

Dieses ist alles, was ein Volk für sich bedarf: aber es ist nicht allein die ganze Menschheit, sondern nur ein Glied derselben, dieses großen, einen Leibes. Als Glied muß es mit der ganzen Welt, mit allen Völkern in Verbindung stehen. Das Gelenk dieser Völkerverbindung ist das Meer. — Ein Volk muß ein Meer haben.

Gränzen eines Volks sind mithin Gebirgszüge und Meere. Wenn mithin ein Volk durch einen Theil der Wohnsitze eines andern Volks vom Meer abgeschnitten wäre; so müßten diese Wohnsitze mit dem Hauptvolk vereiniget werden: denn sie haben kein Recht, einem Volk die Verbindung mit der Welt zu unterbrechen. Ist dagegen das Küstenvolk das Hauptvolk, so sind die im Land wohnenden Menschen mit ihm zu vereinigen.

Das feste Land unsers Planeten ist nur eine Insel im Weltmeer. Wäre darauf nur ein Volk, so hätte es mithin rings um sein Land Küsten, und die natürlichste Gränze solcher Universalmonarchie wäre das Weltmeer. Da es aber viele Völker gibt, und sie sich vom Meer aus längs der Flüsse gegen die Gebirge ausgebreitet haben, und da die Gebirge nothwendig mitten im Land sind, von denen aus nach allen Seiten der Boden gegen das Meer abfällt; so hat ein Volk auf seinem Rücken die Gebirgskette, vor seinem Angesicht das Meer zur Gränze. Seitengränze können Gebirge oder Meere sein, was eben da ist.

Europa.

Unser Europa ist eine Halbinsel, welche sich von Nordost nach Südwest zieht, und durch eine gleichlaufende Gebirgskette gebildet ist, von der aus nach Nordwest und Südost die Flüsse und das Land gegen das Meer abfallen, dort gegen die Ostsee, Nordsee und das atlantische Meer, hier gegen das kaspische, schwarze und Mittelmeer.

Die europäischen Länder und Völker wären daher in nördliche und südliche geschieden, wenn die Halbinsel so breit wär, daß ein Volk sich nicht vom nördlichen Meer bis zum südlichen Meer hätte ausbreiten können. Aber dieses ist nirgends der Fall. Oestlich, wo doch die Halbinsel am breitesten ist, erstreckt sich einerlei Volk vom Eismeer und von der Ostsee bis ans kaspische und schwarze Meer, das Slavische; westlich erstreckt sich ein Volk vom Westmeer, dem atlantischen bis ans südliche, mittelländische, das Lateinische; in der Mitte erstreckt sich ein Volk von der Ost- und Nordsee, oder wenn man will, vom Eismeer bis ans mittelländische, das Germanische.

In drei große Völkerschaften ist mithin Europa geschieden, deren jede zwei Meere berührt, und jede die Mittelgebirgskette inne hat. Landgränzen sind mithin nur die Seitengränzen von Norden nach Süden; und diese werden gemacht von nordsüdlichen Gebirgsketten.

Schweden gehört zum germanischen Stamm, ist aber durch die Ostsee geschieden, hat sich auch eigenthümlich ausgebildet, und ist mithin ein eigenes und abgesondertes Volk. Wenn selbst Theutsche in Schweden wohnten, würden sie doch ein eigenes Volk sein, weil sie durchs Meer getrennt sind. Es wäre lächerlich zu sagen, die Theutschen in Amerika oder Afrika, oder Siebenbürgen seien Mitbür-

ger von Theutschland. Wer kann das närrische und despotische Gesetz nachsagen, daß jeder französisch Sprechende die Pflichten eines französischen Bürgers habe, wo er sich auch aufhalten möge!

Frankreichs Gränzen.

Es hat kein Land in Europa so natürliche Gränzen als Frankreich, wodurch es zu einem glücklichen und unüberwindlichen Staat wird; und doch ist kein Volk in Europa, ja auf der ganzen Erde, welches diese Natur weniger erkennt, immer mit den schönen Himmelsgütern unzufrieden, selbe zu klein wähnt, darüber hinausrennt, und Fremdes, Unpassendes, weniger Begünstigtes hinzufügen will. Es wäre nicht zu begreifen, wie solch ein glücklich gelegenes Volk als die Franzosen, sich über seine Gränzen hinaussehnen könnte; wenn nicht eben Glück und Wohlsein Uebermuth erzeugten, und den Leichtsinnigen hinauspeitschten, als sei er dieser Gunst unwürdig. Selbst Spanien, das durch die Natur von andern Ländern ganz abgesondert zu sein scheint, hat keine so wünschenswerthe Gränzen, sintemal Portugall als fremdes Gewächs in seinem Leib wurzelt.

Nach Süden und Norden ist Frankreich durch Meere begränzt, nach Südwest durch die Pyreneenkette; nur nach Osten hängt es mit dem festen Land zusammen, ist aber da eben so deutlich und sicher durch Gebirgsketten abgesondert, als gegen Spanien. Dessen ungeachtet hat dieses Volk von jeher den unwiderstehlichen Trieb geäußert, hier und dort über die Felsen zu klettern, und nicht bloß in die übergebirgigen Länder einzufallen, sie zu plündern, zu verheeren, Städte und Dörfer zu verbrennen; sondern sie auch, wenn es Zeit schien, zu behalten, ihre Spra-

chen auszurotten, ihnen fremde Gesetze, Sitten, Richter und Pfleger oder Aussauger aufzudrängen, ihre Staatsgüter einzuziehen, zu verpachten und an Soldaten zu verschenken, der Schulen, Universitäten, Kirchen, Waisen, Wittwen, Beamten liegende und fahrende Hab in Beschlag zu nehmen, Staatsdienern die Besoldungen zu entziehen und sie dem Hungertod zu überliefern, der Gemeinden Wälder zu fällen, ihre Mühlen, Keller ꝛc. zu verkaufen, kurz alles zu rauben, was Gelds werth ist, alles zu zerstören, was einem gebildeten Volk heilig und nöthig ist, um sich vor Barbarei zu bewahren. So oft auch die Franzosen zurückgetrieben wurden, so kamen sie doch ohne Unterlaß wieder, wie eine Heerde unvernünftiger Gänse, die du vergeblich hundertmal vom Kornfeld wegtreibst. Etwas tragen sie doch jedesmal davon. So haben die Franzosen nach und nach ein Stückchen losgerissen, bis es ein Stück und endlich der ganze Leib wurde; Artesien, ein Stück von Flandern, von Brabant, Hennegau, Sundgau, Ellsas, Lotharingen, endlich Zweibrücken, Speier, Worms, Mainz, Trier, alle Niederlande, Holland, Piemont, Lombardie, Venedig, Ragusa, Genua, Toskana, Lucca, Dalmatien, Wallis, Neapel, Rom, zuletzt gar über den Rhein herüber, Bergen, Hessen, Westfalen, Münster, Friesland, Jever, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Hamburg, Bremen, Lübeck, Tyrol, Krain, Kärnthen, Littorale, Kroatien; haben sich tributbar gemacht Schweiz, Baden, Würtenberg, Baiern, Würzburg, Aschaffenburg, Frankfurt, Sachsen in allen Zweigen, ꝛc. ꝛc. Nur Oestreich und Preussen waren noch nicht ganz unterjocht, aber unaufhörlich bekriegt, gebrandschatzt, verkleinert. Und wozu dieß alles? Um ewige Kriege zu führen, und um keine Gränze mehr, keines Landes Schutz

mehr zu haben. Freilich hat sie in der neuesten Zeit Napoleons Ruhmwuth dahin getrieben; aber er konnte auch nur Franzosen so treiben.

Durch meine geologische Untersuchungen bin ich schon vor Jahren auf die natürliche Gränze zwischen Frankreich und Theutschland gestoßen: da sie nun politischen Werth erhält, und jetzt sogar die Hoffnung scheinet, sie herzustellen, so glaube ich es zur rechten Zeit, meine Untersuchungen hierüber mitzutheilen.

Gegen Italien ist Frankreich durch die beinah unübersteiglichen Alpen geschützt. Statt nun diese als Mauer zu betrachten, und die möglichen Päße unbrauchbar zu machen, sie zuzuwerfen oder zu mauern, haben sie die Narren gesprengt, gebohrt, breite Straßen mit französischem Geld angelegt für Feinde, die darauf in Frankreich einfallen können. Diese Alpenkette fängt am Mittelmeer bei Monaco an, zieht östlich des Vars unter dem Namen Meeralpen nach Norden gegen den Weißberg (Montblanc), wendet sich von da Nordwest gegen die Südspitze des Jura, und setzt südlich des Lemaner Sees zwischen Genf und Seyssel über die Rhone, bei der sogenannten Schleuße. Der größte Theil von Savoien gehört mithin zu Frankreich. Da es von Rechtswegen dem König von Sardinien gehört, so steht es nur unter französischer Hoheit. Das muß sich der König von Sardinien gefallen lassen. Es besitzt nur Güter in Frankreich.

Die Quellen der Rhone können nicht zu Frankreich gehören, weil ihr Gebiet zu schmal und zu weit zwischen der Schweiz und Piemont hereingreift, daß fast alle Straßen aus Deutschland quer durchführen, und daher aller Verkehr unterbrochen würde; weil ferner die Gebirgskette nördlich der Rhone oder des Lemaner Sees, welche die

Gränze zwischen der Schweiz machen müßte, fehlt, weil die Meeralpen sich am vollkommensten zwischen Genf und Seyssel in den Jura fortsetzen, und von der Rhone unter Genf nur wie das sächsische Erzgebirg von der Elbe durchbrochen sind, weil die Rhone ohne diesen Durchbruch würde in die Ar geflossen sein, und so zum Flußgebiet des Rheins gehöret haben, weil endlich die Rhone in der That jetzt noch in den neuenburger See fließt, indem der Bach Venoge der in den genfer See mündet sich mit der Orb, die in den neuenburger See fließt, verbindet. Wäre mithin die Rhonschleuße unter Genf noch geschlossen oder nur noch um ein Dutzend Fuß höher, so würde der ganze genfer See sich in den neuenburger ausleeren, wie dieser in den bieler, und mithin die Rhone in den Rhein durch die Ar strömen. Die Rhone ist mithin eine Rheinader, welche zum Theil getrennt worden ist durch den Durchbruch unterhalb Genf. Hier zeigt es sich an deutlichsten, daß nur Gebirge natürliche Gränzen geben, nicht Flüsse, welche ihren Lauf ändern können, wenn durch die Länge der Zeit Gebirgszüge durchbrochen werden. Das Rhonthal bis zur genfer Schleuße gehört mithin zu Teutschland.

Die Schweiz ist von Frankreich aufs natürlichste durch die Jurakette geschieden; dennoch hat Frankreich diese Kette durchbrochen, und Biel, Neuenburg, ein Stück des Bisthums Basel genommen, wodurch also Frankreich bloß da lag; aber eine klare Andeutung, daß hier nicht Gränze bleiben sollte, sondern daß sie bei nächster Gelegenheit, wo die Schweizer einiges Versehen machten, oder gar gegen angelegte Aengstigungen und Hetzungen Widersetzlichkeiten zeigten, bis an den französischnatürlichen Fluß, welches der Rhein in Graubündten ist, vorgeschoben werden sollte. Der Jura scheidet das Arge-

biet vom Dubsgebiet. Dieser letzte fließt von seinen Quellen an bis gegen Mümpelgard nördlich, und wendet sich dann auf eine sonderbare Art schnell südlich, daß man fast glauben sollte, er gehörte zum Rheingebiet. Man müßte an Ort und Stelle sein, um entscheiden zu können.

Bis hieher war immer noch eine Spur von Richtigkeit in der Gränze, sie hatte nur Einbrüche, war aber noch nicht verrückt, von nun an geht aber die Gränznoth an. Die Berge werden niederer, es kommt besseres Land, worinn man mehr holen, besser Krieg führen kann als in der Schweiz und in Savoien; auch steht hier Frankreich eine größere Macht gegenüber, die es mit scheelen, und jedem herrschsüchtigen Sinn eigenen furchtsamen Augen ansah: es ist Theutschland; und in diesem vorzüglich Oestreich.

Theutschland hatte nach Westen Jahrhunderte hindurch auch die natürlichste Gränze; aber auch seit Jahrhunderten ist sie durch die französische Eroberungsseuche und durch unsern Mangel an Einheit verrückt worden. Am Rhein gibt es keine französische Zunge. Wer sein Wasser und seinen Wein trinkt, sprach und spricht theutsch. Längs des Rheins bis zu seinen Quellen haben sich die Allemannen ausgebreitet, und da Halt gemacht; Theutsche, die Lombarden sind aus Schwaben noch weiter gezogen, um das Pothal zu bevölkern. Ebenso sind sie an allen Nebenflüssen des Rheins hinaufgestiegen bis zu ihren Quellen, hinauf an der Nah, hinauf an der Mosel, hinauf an der Maas, hinauf an der Schelde, die augenscheinlich zum Flußgebiet des Rheins gehört.

Das ganze Flußgebiet des Rheins ist von Theutschen bewohnt, bebaut, und gehört mithin zu Theutschland, oder vielmehr: das Flußgebiet ist soweit die Geschichte reicht

von Theutschen bewohnt gewesen und geblieben; es ist mithin selbst Theutschland, es ist der Urstock Theutschlands.

Von allen andern theutschen Stämmen läßt es sich noch geschichtlich nachweißen, daß sie von Osten eingewandert sind, so die Sueven, Bojer, Sachsen ꝛc., nur nicht von den Allemannen und Belgen, welche seit geschichtlichen Zeiten da gesessen, wo sie noch sitzen, an den Ufern des Rheins vom Splügen bis ans theutsche Meer. Der Rhein ist daher die Quelle theutschem Lebens, theutscher Rede, theutscher Sitte, theutscher Treue, theutscher Tapferkeit, theutscher Freiheit; in ihm fließen die Zeugen unsers ewigen, geschichtlosen Eigenthums, in jedem Tropfen stralt uns das heilige Blut unserer Ahnen, gegen franzosichte Römer, und römerichte Franzosen für unsere Freiheit, unsere Bildung, unser Leben vergossen, einladend, warnend, aufrufend und dräuend entgegen, als wollte es sagen und klagen: „Seit Jahrtausenden ist jeder Tropfen, der durch die vielen Adern, meinem Leib zugeführt wird, mein eigenes, theutsches Blut gewesen; damals war ich gesund, stark, fröhlich, thätig: nun mir aber seit hundert Jahren fremdes, unächtes Blut beigemischt wird, liege ich siech, schwach, traurig, träg darnieder, und sehe meinem Tod entgegen, wenn die Transfusion nicht durch euch, meine Kinder! die ich so viele Jahrtausende, viel mehr als ihr selbst wissen könnt oder glaubt, ernährt und mit reiner, unvermengter Milch ernährt habe, wenn nicht durch euch das Gift aus meinen Adern genommen wird, wenn ihr es ferner in meiner Schelde, Maas, Mosel, Nahe, Ill, ja einerseits in dem Hauptstamm selbst lasset: zweierlei Blut in einem Leib ist sich wechselseitig Gift.“

Der Rhein muß unsere Mutter bleiben, so schwören wir, mit allen seinen Adern!

Das Flußgebiet des Rheins ist durch bedeutende Gebirgsketten von den Gebieten der französischen Flüsse Rhone, Saone, Seine deutlich, scharf geschieden, wie die Rheingebietsbewohner von den Bewohnern der Gebiete jener Flüsse, wie Theutsche von Franzosen.

An den Jura, zwischen dem Dubs und dem Rhein bei Basel schließt sich das Wasgaugebirg, der Wasegus (nicht Vogesus) an. Er scheidet die Wässer in westliche und östliche, jene tränken französische Zungen, diese theutsche. Westlich entspringen die Saone, Seine und Marne, östlich die Ill, Mosel, Maas und Nahe. Den Wasgaubergen folgen ununterbrochen die Ardennen, der hundertjährige Tummelplatz theutscher und französischer Rittergeschichten. Sie geben den Franzosen die Oise, den Theutschen die Schelde, Samber, erniedern sich als bloße Wasserscheide, die jenen die Somme, uns die Lys schickt, und setzen sich endlich bei Cales (Calais) über die Meerenge nach Dower, wo sie sich wieder als Mittelgebirg von Engelland erheben.

Verfolgen wir das theutschfranzösische Gränzgebiet von Jura bis zum Meer, so bekommen die Franzosen die theutschen Städte und Gegenden Brundrutt, Dallenreit, Befurt, Hericurt, Mümpelgard; denn sie schicken ihr Wasser in die Saone und Rhone, und wir wollen selbst das Recht gegen die Natur aufopfern. Sie behalten Plombieres (Pflummern), Darney, Langres, Chaumont, Andelot, Steinwil, Ligny (Lingen), Bar le duc (Herzogenbar), Belrain, Baulzey, Clermont, Rethel, Rumigny (Rumingen), Guise, St. Quintin, Peronne, Amiens, St. Pol, Boulogne, Ambleteuse, Wissan.

Diese Gebirgskette gibt uns wieder zurück das Sundgau, Ellsaß, Lothringen, Pfalz, Trier, Namur, Köln, Hennegau, Brabant, Artesien, Flandern, Lüttich, Jülich, Geldern, Engern, Holland, von folgenden Städten an: Pfürt, Altkirch, Thann, Bussingen (Bussange), Estray, Liebenhart, Reimersberg (Remiremont), Spinal (Espinal), Dompaire, Mircurt (Mirgard), Chastenoy, Bulingwil, La Marche, Kassel (Choiseul), Burnsberg (Bourmont), Neuchatel, Brixei, Rupt, Farbenthal (Vaucouleurs), Tusis, zwischen welchen beiden Orten jenseits der Maas noch die Steine zu sehen sind, welche Kaiser Albrecht und Philipp der Schöne (ums Jahr 1300) als Gränzen ihrer Reiche gesetzt haben. Hier also ist die Stätte, wo alte Fürsten die Naturgränze zwischen Theutschen und Franzosen erkannt und durch das alte Gesetz geheiliget haben, hier wälzt einen Felsen hin zum ewigen Zeichen der neu eroberten Gränze. Unweit davon ist Remshausen (Dom-Remy), das Geburtsdorf des sogenannten Mädchens von Orleans. Weiter vereiniget sich wieder mit Theutschland Fug, Tull (Toul), Nanzig, Metz, Commercy, St. Michel, Tilly, Verdun (Wehrdun), Dun, Steinach (Stenay), Maasheim (Mouzon, Mosunum), Sedan, Donchery, Metzerich (Mezières), Rocroy, Marienburg, Avene, Camerich, Honnecurt, Arras, Bethune, St. Omer, Cales (Calais), Dünkirchen.

So wäre uns die alte Gränze, und die Gränze der Natur gegeben zwischen uns und unserem ewigen Feind.

Ellsaß und Lothringen gehörten immer zu Theutschland, und letztes wurde erst 1766 der Franzosen Herrschaft unterworfen. Fast alle Orte darinn sind theutsch, manche

auf die erbärmlichste Art verfranzost. Wir wollen nur einige nennen. Sennen in Cernay, Markirchen in St. Marie aux mines, Schlettstadt in Selestadt, Lützelstein in Petite pierre, Reimersberg in Remiremont, Dieß in Diey, Lotharingen in Lorraine, Maurmünster in Marmoutier, Badenweiler in Badonvilliers, Blankenberg in Blanmont, Finsteringen in Fenestrange, Bockenheim in Boucquenon, Saargmünd in Sarquemines, Bitsch in Biche, Guldersungen in Goudressange, Merchingen in Morhenge, Nanzig in Nancy, Falkenburg in Faucomont, Kirchingen in Creange, Bolchen in Boulay, Walterlingen in Vaudrevange, Diedenhofen in Thionville ꝛc. Es gibt sogar Theutsche, welche diese französische Krüppel für die wahren Namen halten. Alle Endigungen auf igny sind theusch = ingen, auf ay sind unser heim oder ach.

Holland fällt durch diese Linie wieder auf Theutschlands Seite, wo es seit Geschichtsdenken gewesen. Es folgt natürlich daraus nicht, daß Holland vernichtet und Theutschland einverleibt werden soll, sondern nur, daß es ein Glied des theutschen Staatenvereins sei. Die Holländer haben sich auch in diesem Befreiungskrieg so mannhaft, einsichtig, und muthvoll benommen, daß sie den Theutschen nicht zurückstehen, und werth sind, von uns als Brüder erkannt, und wieder aufgenommen zu werden, nicht wie Schweizer, die Unterthanen zu sein verdienten, wenn nicht Grundsätze der Bildung sondern der Politik Theutschland charakterisirten. Theutschland und Holland müssen durch solche Verbrüderung gewinnen, jenes, weil seinen Flüssen die Mündungen geöffnet werden, dieses, weil seinen Werften eigenes Holz zuschwimmt, weil kein verderblicher Mauth seinen Handel zu uns hemmt, weil wissenschaftliche Bildung in einem kleinen Land nie weit ge-

deihen kann, indem die Schriften der Gelehrten ein zu kleines Publicum, und sie daher keine Aufmunterung haben, wie es auch bei den Dänen, Polen, Ungern, und zum Theil selbst den Schweden der Fall ist. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die holländische Sprache, als bloße Mundart der Theutschen in wenigen Jahren von allen gebildeten Theutschen, deren Sinn für Erlernung dessen was sie umgibt, besonders der Sprachen bekannt ist, werde verstanden werden, wodurch holländische Werke ganz Theutschland zum Publicum bekommen. Beide gewinnen aber hauptsächlich dadurch, daß getrennte Glieder wieder ein Leib, ein starker und gesunder Leib werden, der jedem Sturm trotzen kann, dem sie vorher einzel meist unterlagen.

Alte Völker Frankreichs und Theutschlands.

Obschon die Geschichte bei Angabe der natürlichen Gränzen keine Stimme hat: denn Abtheilungen können nicht gerecht werden nach dem, was war, sondern nach dem, was ist; so ist sie doch als eine warnende Stimme wichtig, wenn sie zeigt, wie seit Jahrtausenden das Bestreben der Völker blindlings auf natürliche Gränzen ging, wie alle Bildung, sei sie aus freier Entwickelung oder durch Despotismus, oder Unterjochungs- Verschmelzungs- oder Verwischungswuth entstanden, immer da stehen blieb, oder von den Völkern, selbst nur von Theilen eines Volks zurückgewiesen wurde, wo die Natur Gränzen verzeichnet, wo sie Meere, oder Gebirgszüge oder Wüsteneien, unwirthbare Wälder als Abweiser hingestellt hatte.

Lang vor Cäsars Zeiten, vielleicht Jahrtausende vorher war Frankreich von Galliern (Kelten, Celten, Wälsche) bewohnt, die ausdrücklich sich von germanischer Abkunft angaben, und auch eine germanische Mundart hatten

ten, wie die Ueberbleibsel ihrer Namen, der Namen ihrer Vorgesetzten, Städte, Länder und Werkzeuge beweisen. Das ganze nördliche und westliche Europa bis Island und Spanien, bis an die Appeninen, an Griechenland, bis nach Ofen in Ungern, bis an die Weichsel, nördlich durch Livland, Finnland war von germanischen Stämmen bewohnt; der Mittelsitz derselben, oder der Hauptpunct, von dem aus ihr Wirken gegen andere Völker, Lateiner und Griechen, oder gegen Stämme ihres eigenen Volks in Frankreich, Italien und Spanien entsprang, war der Rhein. Bei Mümpelgard schlug der prahlerische Cäsar den einsichtsvollen, tapfern theutschen König Ehrenvest, unterhalb Coblenz überfiel er, nachdem er meineidiger Weise ihre Anführer in seinem Lager behalten hatte, Germanen, setzte über den Rhein, brannte die Orte an der Sieg (Sigambri) ab, gieng aus Furcht vor den sich sammelnden Germanen prahlerisch wieder über den Rhein zurück. Später war mit den Römern eine Schlacht bei Arburg unweit Kolmar, und ein Rheinübergang bei Breisach über Freiburg nach Sulz am Neckar, eine Schlacht unter Straßburg, Rheinübergänge bei Mainz, endlich die große Hermannschlacht in Westfalen. So waren alle Kämpfe mit dem großen germanischen Volk am Rhein.

Die Gallier wohnten in der Lombardei bis an die Appeninen und zwar bis Ancona, und im eigentlichen Frankreich. Diese theilten sich, oder wurden vielmehr von den Römern abgetheilt in Aquitanier an den Pyrenäen, eigentliche Celten im Loiregebiet, und Belgen zwischen den Ardennen und dem Rhein, haben sich aber auch bis an die Marne ausgebreitet. Die Römer unterjochten die unruhigen Celten und Aquitanier sehr leicht aber oft, die Belgen nach einer beispiellosen Gegenwehr und Aufopfe-

rung, die rheinbewohnenden Theutschen erst nach Verlust und Gewinn von unzähligen Schlachten, und besetzten selbst eine Linie östlich des Rheins vom Bodensee an durch Schwaben, Franken, Hessen, Westfalen, Friesland. Dieses währte 4—5 Jahrhunderte, während welcher Zeit die Römer alles Mögliche aufboten, um die wie sie sie nannten, beruhigten (placati) Völker zu verrömern, durch Aufdrängung der lateinischen Sprache, Gesetze, Spiele, Tracht, Sitten, Kriegskunst, Bauart; aber unaufhörlich die Anfälle der Theutschen oder Germanen diesseits des Rheins, die ihr altes Eigenthum und die Freiheit ihrer Brüder wieder erobern wollten, auszuhalten hatten, und manchmal in großen Schlachten besiegt wurden. Wir haben sogar das große Beispiel, daß die Markomannen (Mark-Gränzmannen) aus dem Breisgau und dem Schwarzwald das schöne, segenreiche Land verließen und nach Böhmen hinter dicke Wälder wanderten, um nicht in der Nachbarschaft der Römer zu wohnen, und sich von ihnen unterjochen zu lassen, — und so den ansiedelnden Allemannen (Ellmannen, aus dem Ellsaß) die leeren Wohnsitze überließen. Mit diesem Verrömern gelang es aber nicht weiter, als in der Lombardei bis an die Alpen, im eigentlichen Frankreich aber nicht weiter als bis an den Jura, die Wasegen und Ardennen. Diese lernten allmählig das lateinische mit ihren theutschen Kehlen plappern, wodurch ein Kauderwälsch (keltischwälsch?) entstand, das man jetzt französisch nennt. Dieses Kauderwälsch konnten aber die Römer nie über die Gebirge gewältigen; sobald sie nördlich oder östlich über sie herabstiegen, mußten sie sich bequemen, durch Dolmetscher — der Theutschen Drohungen anzuhören. Die Oestreicher, Tyroler, Baiern, Schwaben, Ellsäßer und Breisgauer, Lotharinger, Zweibrücker, Pfälzer,

Wormser, Mainzer, Trierer, Kölner, Hessen, Brabanter, Flanderer, Hennegauer, Holländer, welche alle bei den Römern unter verschiedenen Namen vorkommen, behielten ihr Zeichen des innern Charakters und ihrer Individualität (Sonderheit) bei, die Sprache, wohl fühlend, ist die Sprache verrömert so ist es auch der Gedanken. Später rückten Schwaben in Spanien, Franken in Gallien ein, und indem sie sich niederließen, bequemten sie sich, wie billig, das Kauderwälsch des Landes zu erlernen, wodurch, auch billig, alles Germanische verwischt und vergessen wurde. Diese Neugallier, ein Bastart von Celten, Römern, Franken heißen von nun an Franzosen.

Was die Gallier von den Römern geerbt oder gelernt, treiben sie fort, Eroberungssucht, List, Grausamkeit, Nichtanerkennung der Rechte anderer Völker. Sie fielen nun selbst über ihre Säug- und Sprachammen her und erdrosselten sie in Rom selbst, darauf kehrten sie sich auch gegen Vater und Mutter, die Theutschen diesseits der Wasegen und Ardennen, und unterjochten die innSassen bis zur Elbe; aber ihr Kauderwälsch haben sie nicht durchgesetzt. Nur an der Traufe Theutschlands haben sich hin und wieder Laute französischer Zunge hören lassen, an der Westgränze Lotharingens, des Hennegaus und Flanderns, besonders in Artesien. Aber aller Mühe ungeachtet sind selbst die Hauptstädte Lotharingens, N a n z i g und M e t z noch nicht französisch, ganze Straßen sprechen daselbst noch theutsch. So waltet ein freundlicher und vorsichtiger, die Werthe der Völker durchschauender Schutzengel über Germaniens Gränzen, und läßt sie nicht verrücken, auch wenn in uns der Sinn für Gränze, für Sprache, für Volksindividualität, auf der einzig die Weltbildung beruht, verloren wäre. Aber er hat nur so lang gewacht,

als wir schliefen, als wir im Tosel lagen und nicht wußten, was Sprache, was Volksgeist, was Theutschland bedeutet. Müde vom Wachen, hat er uns endlich mit lauter, vernehmlicher, schrecklicher Stimme — sie war nothwendig — des Weltnarren und Weltlärmers aufstören lassen. Wer aber zur eigenen Erkenntniß gekommen ist, der wache über sich selbst, und danke seinem Schutzengel für die Wache in den Zeiten des Kindersinns oder des Wachsens.

Sehen wir östlich, so zeigt uns die Geschichte, daß die ins Herz von Theutschland gedrungenen Slaven sich nicht halten konnten. Wo sind die Wenden, Obotriten, Mähren, fast könnte man fragen, wo sind die Böhmen geblieben? Jene sind nach und nach zu Theutschen geworden, weil es die Natur des Bodens, der lebendigere einheimische, daher hinreißende Geist so wollte, diese eilen mit starken Schritten zur Theutschheit; sie müssen dazu eilen, weil sie keine eigenthümliche Bildung in einem ganz fremden Land, von allem Meer abgeschnitten aus sich fortentwickeln können. Selbst an den Polen scheint das Schicksal, die Zeit und der Raum zu nagen; sie scheinen zu weit in Theutschland vorgedrungen zu sein, haben zu wenig eigenthümliche geistige Bildung und leider kein Meer, also keine freie Bewegung. Zwischen ihnen und dem Meer ist Preußen als eine theutsche Mauer entstanden, vielleicht mit Unrecht, aber es ist einmal so. Entweder müssen die Preußen Polen, oder die Polen Preußen werden. Wer Meister wird, dem folgen die Andern.

Sicherung vor Frankreich.

Durch diese Rückweisung der Franzosen in ihre natürliche Gränze sind wir aber vor Frankreich noch nicht ge-

sichert. Jeder Franzos ist ein Napoleon. Nicht etwa Napoleon, jeder Franzos will Eroberer sein, jeder will der Welt Gesetze vorschreiben, keiner anerkennt in andern Völkern einen Werth, keiner läßt irgend einem Gerechtigkeit widerfahren, und das geht vom elendesten Schneider durch alle Handwerker hindurch bis zum pariser Gelehrten, vom Bauer bis zum Schulmeister und Pfarrer, vom Trommelschläger bis zum Marschall, vom Schuhputzer bis zum Minister. Jeder dünkt sich unvergleichlich erhaben über alle seines Standes anderer Völker. Der Grund liegt, wie zu aller Hoffarth, in der Unwissenheit, in der Unkunde fremder Sprachen, wodurch ihnen die Thore zu andern Völkern geöffnet würden, und sie sehen könnten, daß man da auch lebt, wie zwischen den Ardennen und den Pyrenäen, daß man da auch Wissenschaften kennt und pflegt wie in Paris, und zwar in manchen Stücken anders, daß man aber auch der Ausländer Sprachen und Wissenschaften kennt, und sie deßwegen auch etwas gelten läßt. Daß es Ausnahmen gibt, versteht sich von selbst. Vor unsern Augen haben Franzosen den engen Nationalcharakter weggeworfen, und haben andere Völker anerkannt, ihnen Achtung erwiesen, wie sie Unterrichteten natürlich ist, wodurch sie ihren Landsleuten als Beispiel vorleuchten. Was vom Allgemeinen gesagt wird, kann nicht jeden Einzelen treffen. Verachtung aller Völker in Hinsicht auf Bildung und Wissenschaft ist das Wahrzeichen nichtdummer Unwissenheit.

Wir sind also nicht sicher vor den eroberungswüthigen Franzosen. Das beweist ihr Charakter, beweist die Geschichte aller Jahrhunderte. Und was sind sie für Eroberer! Haben sie nicht Baden und die Pfalz aus bloßem bübischen Sinn abgebrannt? Haben sie nicht unaufhörlich un-

ter der Larve der Freundschaft theutsche Fürsten unter sich und gegen ihren Kaiser, ihren einzigen Gewährsmann, ihren einzigen Schutz aufgehetzt, haben sie nicht aus allen Kräften unsere Religionsspaltung befördert, obgleich sie in ihrem Land wie Tiger dagegen gewüthet, haben sie nicht Kirchen, Kunstschätze, Bibliotheken, Archive geplündert und wie Wandalen zersplittert, haben sie ja sogar Polis Wachspräparate gestohlen und in Paris behalten! Haben sie vor wenigen Jahren nicht allen Fürsten den Mond als Residenz angewiesen, haben sie nicht, selbst schon Monarchie, Fürsten, ja ihnen befreundete Fürsten ohne Grund fortgejagt, haben sie nicht jedem, der sich mit ihnen im Krieg befand, selbst Königen und Kaisern ohne weiteres die Vernichtung angekündet, haben sie sie nicht auf die gemeinste Art geschimpft, in niedrigern Ausdrücken, als es unsere Stallknechte thun würden, haben sie nicht den unerhörten Meineid an Spanien nicht bloß begangen, sondern auch jahrelang vertheidiget, haben sie nicht den heiligen Vater ins Gefängniß geworfen, ihm sein Ländchen geraubt, das für den Aufwand eines Papstes nicht so viel ist, als das ärmlichste Pfarrguth, haben sie nicht mitten im Frieden einen Einfall nach Theutschland gemacht, um Enghien aufzuheben? Doch wer wollte alle die Schandthaten hererzählen, deren dieses leichtsinnige Volk nicht bloß fähig ist, sondern nur die, welche es wirklich verübt hat. Es ist ihnen also keine Religion, kein Kirchenvater, kein fremder Fürst, kein fremdes Volk, keine fremde Wissenschaft, kein fremdes Kunst- und Handwerk, kein fremdes Glück heilig! Es hat den unwiderstehlichen Kitzel, wie leichtsinnige Kinder, zu zerstören. Und der Versicherung, den Verträgen eines solchen Volks sollten wir unsere Ruhe, unsere Freiheit, unser Glück, unsere

Fürsten, unsere Verfassung anvertrauen! Einem solchen ungezogenen Kindervolk, das beim Versprechen ebenso wenig denkt als beim Verneinen! Nimmermehr! Kindern muß man die Macht nehmen, ihre Kräfte aufs Zerstören zu wenden. Vertilgen aber muß man sie nicht. Ein verständiger Theutscher vernichtet nichts, was Gott hat werden lassen; er bildet es nur.

Wie werden die Franzosen unmächtig, uns zu schaden, ohne daß sie jedoch als Volk zu Grund gehen? Es gibt nur eine Auflösung, und die ist leicht. Erstens müssen sie wissen, daß sie überwunden worden sind. Es ist die Hauptkrankheit der Franzosen, sich über alle Völker erhaben zu dünken. Durch das Selbstgefühl der Sieger ist diese Krankheit bis zur Raserei gestiegen. Es gibt daher kein anderes Heilmittel als das Selbstgefühl der Besiegten. Dazu ist aber unumgänglich nöthig, daß unsere Truppen in Paris den Frieden holen. Ein Franzos, der weiß, daß Paris erobert werden konnte, ist ein ganz anderer Mensch, als einer, der zu wissen wähnt, nur er sei bestimmt, Madrit, Rom, Neapel, Wien, Berlin und Moskau zu erobern. Paris erobert ist das Heilmittel der Franzosen. Zweitens müssen sie gleiche Verfassung mit uns bekommen.

Wir sind ein zerrissenes Volk, stehen unter vielen Fürsten und unter vielerlei Verfassungen. Daß wir wieder einen Kaiser bekommen werden, ist wohl nicht zu bezweifeln. Wenn je ein Wunsch ganz Theutschland durchdrungen hat, wenn je alle Theutsche über etwas einstimmig gewesen sind, so ist es hierinn. Wo man hinhört, da ist ein Geschrei: Gebt uns unsern Kaiser wieder!

Solch allgemeiner Ruf beweist die allgemeine Nothdurft!

Frankreich werde also unter mehrere Fürsten vertheilt, die aber alle unter einem gemeinschaftlichen König oder Kaiser stehen. Damit ist allen geholfen, uns und ihnen. Uns, weil wir vor ihren Einfällen sicher sind, ihnen, weil sie nicht mehr Einfälle zu thun gezwungen werden können.

Es liegt kein Land zur natürlichen Eintheilung so glücklich als Frankreich. Ueberhaupt scheint dieses Land von Gott und der Natur zum Genuß des Glücks bestimmt zu sein, wenn nur seine Einwohner einsähen, daß nur dieser Boden es ist, der ihnen zum Genuß bestimmt worden, und sie nicht von der Narrheit geplagt wären, zu glauben, es gehöre noch zur Fülle ihres Glücks, daß andere Völker ihre Sklaven seien.

Frankreichs Flüsse haben eine solche mäßige Länge, und alle ein so breites Flußgebiet, daß jedes ein hinlänglich großes, wohl begränztes, und was das Vortheilhafteste ist, an ein Meer stoßendes Fürstenthum oder Königreich, wie sie jetzt wieder Mode sind, werden kann. Es theilt sich in das Seineland, Loireland, Garonneland und Rhoneland, wovon jedes eine hinlängliche Größe hat.

Das Seineland begreift in sich die Champagne, Picardie, Ile de France und Normandie, Hauptstadt Paris. Das Loireland besteht aus Bretagne, Maine, Poitou, Bourbonais, Berry 2c. Hauptstadt Orlean oder Nantes. Das Garonneland besteht aus Guyenne, Gascogne, und damit es auch ans Mittelmeer stoße, aus Languedoc. Hauptstadt Toulouse oder Bordeaux. Das Rhoneland endlich faßt in sich Franche Comte,

Bourgogne, Savoye, Dauphine, Provence, Vivarez. Hauptstadt Lyon oder Marseille. Das Rhoneland entspricht dem alten Königreich Burgund, das Garonneland dem Königreich Aquitanien, das Loireland dem Königreich Neustrien, das Seineland diesem und dem Königreich Soissons.

Wie ist aber diese Vertheilung und Verfassung möglich?

Napoleon ist nun über den Rhein geschlagen. Er hat durch die Freiheitsschlacht von Leipzig und durch die einleitenden Schlachten den größten Theil seiner Truppen verloren; jedoch hat er mehr über den Rhein gebracht als man glaubt. Auf das lächerliche Geschrei unserer Zeitungs- und Flugschriften-Schreiber, die seine Armee auf einige Tausend verlumpten und siechen Gesindels setzen, wird kein besonnener Mensch hören. Eine Zeitung zu schreiben ist freilich eine leichte Sache, wenn man sich einbildet, sie forderte nicht mehr, als daß man alle Neuigkeiten abdrucken läßt. Gewiß! ein guter Zeitungsschreiber muß sein ganzes Leben und Studium diesem Fach eben sowohl widmen, als andere Gelehrte ihren Fächern, und muß sich auch vorher einen Plan machen und untersuchen was hinein gehört. Darinn übertreffen uns die französischen und englischen Zeitungs- und Zeitschrift-Schreiber, weil ihre Zeitungen länger dauern und ihren Mann nähren, daher nicht leicht gewechselt wird. Bald thut es noth, daß man in den Zeitungen eigene Rubriken machte, z. B. Amtsberichte, gewisse Nachrichten, Vermuthungen, Gerüchte, Prahlereien, Verheimlichungen, Lügen. Oft müßte der Zeitungsschreiber Zusammenstellungen machen über die Stellung, Zahl, Abtheilung der Truppen, ihre Anführer und ihre Unterordnung angeben, müßte wichtige Gegenden, oder belagerte Plä-

oder berühmte Männer nicht in Vergessenheit gerathen lassen, oder sie erst wieder nennen, wenn er durch den Zufall darauf gestoßen wird, sondern er muß sich Register über alles Merkwürdige halten, und dieses von Zeit zu Zeit durchmustern. Es ist sehr oft dem Leser eine große und wichtige Neuigkeit wenn er hört, daß da und dort nichts geschehen, daß dieser Mann sich noch hier oder dort befindet, dieses oder jenes geworden oder nicht geworden ist. Man müßte alle amtlichen Nachrichten ganz geben, und ihre öffentliche Form nicht durch die erzählende verwischen, wodurch sie den Anstrich einer bloßen Sage erhalten.

Die französischen Zeitungen sind bekannt als die Brutnester der Lügen, aber sie brüten sie doch selbst aus nach Erforderniß und nach dem Plan ihres Vortheils, und stutzen sie jeden Tag anders zu, je nachdem sich der Vortheil geändert hat. Heut proclamiren sie dieses als Recht, Ehrlich, Klug, Nothwendig, was sie gestern als Räuberei, Verruchtheit, Dummheit und Willkür verschrieen haben, weil im ersten Fall sie, im zweiten andere Völker handelten. Man kann aber nicht läugnen, daß in diesen Unverschämtheiten Ueberlegung und Absicht sei, wodurch sie freilich um so niederträchtiger, aber doch auf eine Art consequent werden. Unsere Zeitungs- und Flugschriften-Schreiber dagegen brüten nichts aus, sondern horchen nur in den Bierschenken und vor den Poststuben herum, was dort ein patriotischer Schuster, hier ein schläferiger oder spaßhafter Kurier vorbringt, um es sogleich dem Publicum aufzutischen. Das ist dann natürlich von der Art, daß dem Feind kein Männlein mehr bleibt. Hier laufen sie Regimenterweis über, dort fallen sie auf dem Marsch von Strapatzen, Nässe, Kälte und Hunger zu Tausenden

um, jene Garnison liegt zur Hälfte im Lazareth, die andere Hälfte besteht zu zwei Drittel aus Deutschen oder Holländern oder Schweizern, welche jeden Augenblick benutzen um davon zu laufen, Marschälle und Generale fallen zu Dutzenden an Orten, wo sie nie waren, und was die Zeitungsschreiber wissen könnten und sollten, oft es auch kurz zuvor selbst angezeigt haben: dessen ungeachtet macht aber die französische Armee einen löblichen Rückzug, dessen ungeachtet vertheidigen sich die Festungen jahrelang, und die Zeitungsschreiber werden weder müde noch schämen sie sich, wöchentlich einige Leichtgläubigkeiten zu widerrufen. Es haben also die Nachrichten zur eigenen Schande gesprochen. Dergleichen nennt dumm. Kommen sie endlich auf theutsche oder russische Truppen zu reden, so sind Hunderttausende eine Kleinigkeit, sie in einem Tag 40 Meilen weit bis ins mittle Frankreich zu versetzen und sie noch vor Abend eine Schlacht liefern zu lassen, ist etwas Gewöhnliches, die Freiwilligen strömen so eiferig zu den Fahnen, daß ganze Städte und Landschaften mit einem Schlag leer stehen, man muß sie abhalten von dem Eifer, Soldaten zu werden, in 8 Tagen sind ganze Armeen ausgerüstet, und stehen wohl geübt am Rhein. Dergleichen Unsinn, der gegen sich selbst redet, setzt nicht bloß die Truppen und ihre Anführer herunter, die mit so ungeheuren Mitteln doch nur vorsichtig und langsam vorwärts gehen, auch oft aufgehalten und unsanft zurückgewiesen werden, er schadet auch dem Fortgang der guten Sache selbst; das theutsche Volk erschlafft, entweder weil es denkt, mehr Anstrengung sei nicht nöthig, oder weil es sieht, wie alles nur leere Prahlerei ist, wie man es unmündig denkt, das nicht im Stand ist zu begreifen, daß auch die besten Truppen Unfälle haben kön-

nen, ja müssen. Wir werfen immer den Franzosen vor, daß sie ihr Volk durch unwahre oder durch gar keine Nachrichten bethörten; aber machen wir es denn besser? Nur der Unterschied ist, über den wir uns freuen dürfen, daß es dort die Regierung selbst ist, welche die Lügen schmiedet, während es bei uns Kuriere, Kaufleute und Zeitungsschreiber sind. Dagegen ist wieder nicht zu läugnen, daß die französischen Berichte geschichtlicher sind, indem man durch sie der täglichen Stellung der Truppen nachkommen kann. Auch theilt die französische Regierung ihrem Volk Unterhandlungen aller Art mit, über Waffenstillstand, Frieden, dessen das theutsche Volk vordem nicht werth gehalten worden, und es auch im Grund nicht werth gewesen. Aber es wurde es werth, sobald man es werth hielt. Muß einmal in den Zeitungen gelogen sein, so ist es ja doch viel vernünftiger, die eigenen Armeen kleiner, die feindlichen größer, als sie sind, anzugeben — desto glänzender ist der Sieg, die Festungen wohl versorgt auszuschreien — desto ehrenvoller die Einnahme.

Vor allem aber ist das wohlthätigste und treibenste Mittel, daß wir unsere Fehler erkennen und selbst eingestehen. Solang dieses nicht geschieht, solang wir alles unter uns vollkommen, immer fertig, kräftig, eiferig preisen, wirds nicht besser. Würde es nicht mehr wirken, wenn die Zeitungsschreiber statt zu posaunen, ehrlich verriethen, wie schlecht es da und dort mit dem Eifer für Theutschlands Befreiung steht, welch ein Geheul an manchen Orten entsteht, wenn die junge Mannschaft auszieht, wie wenige Freiwillige sich stellen, wie man einen großen Theil an den Haren dazu ziehen mußte, indem doch viele dadurch nur von dem Eintreten in die Linientruppen loskommen wollten, wie man da Zeit und Geld mit Tände-

leien und Pützeleien, mit goldenen Schnürlein, Quästlein, Börtlein vergeudet, als hätte man nur französische Weiber nicht Männer zu besiegen, wie schläferig dort der Geschäftsgang vorwärts kriecht, wie geizig da die Kasse laurt, ob nicht ihre Nachbarländer vorher die Franzosen abgethan haben, wie wild jener Fürst unter seine Bürger fährt, daß sie sich schlimmer als unter den Franzosen fühlen, Dieses wären bessere Mittel zur Aneiferung, als erlogene Lobsprüche. Dagegen muß auch Ehre wiederfahren, dem Ehre gebühret. Man nenne die Truppen, welche sich bei dieser oder jener Gelegenheit tapfer oder edel betragen — denn nur nach Gelegenheit unterscheiden sich jetzt unsere Soldaten, nicht an Tapferkeit selbst, worinn keine vor den andern den Vorzug verdienen; man warne aber auch die, von denen man weiß, daß sie gern übermüthig werden, daß sie sich gern einbilden, sie wären es allein, die alles gethan und thäten und könnten, und sich daher im Eigendünkel über ihre Brüder erheben möchten — damit sie zur Besinnung und Mäßigung gelangen; man nenne die theutschen Landschaften, die theutschen Städte, die theutschen Schaaren, die theutschen Männer und Weiber beim Namen, welche sich in andern Hinsichten, in Aufopferungen, Beiträgen, Eifer ausgezeichnet haben. Es gibt deren viele, und fröhliche Zeit! mehr als schläferige und geizige; denn nicht Mangel an Erkenntniß, oder an Gesinnung und Willen, nicht Fühllosigkeit oder gar Feigheit ist es in unserem Theutschland, was an manchen Orten den Gang der Bewaffnung verzögert, sondern lediglich Schläferigkeit der Einrichtung oder Geiz Einzeler. Daß man das Volk aufruft: Nun ist es Zeit, das Joch abzuwerfen, steht auf, ergreift die Waffen, stellt euch! ist sehr gut: aber wo soll es Waffen ergreifen, wenn es keine hat, wie

sich stellen, wenn es es nicht versteht. Das Volk kann sich nicht selbst stellen, man muß es stellen, es kann sich nicht selbst seine Waffen schaffen, man muß es bewaffnen. In einer Hand den Aufruf, in der andern den Exercierstock, damit vor der Kirche eine Linie in den Staub oder Schnee gezogen: Dahin stellt euch ins Glied! Links um! Marsch! Das ist das Mittel, das Volk unter Waffen zu bringen, das so gern darunter geht, es aber nur nicht allein thun kann, weil es es nicht versteht. Darum muß von nun an jeder theutsche Mann in den Waffen geübt werden, damit er bei jedem Aufruf den Ort und den Schritt wisse, wohin er sich zu begeben und zu stellen hat. — Es ist der Eifer unsers Volks so groß, daß an der Erstehung unzähliger Heere nicht zu zweifeln, sobald es nur recht angefangen wird, sobald man nur dem Volk nicht zumuthet etwas zu thun, was es nicht kann, sobald man es unterrichtet.

Benehmen der Schweizer.

Für die theutsche Sache haben sich nun alle theutsche Landschaften erklärt, wie es sich von selbst versteht; sie sind ja Theutsche. Alle Einwohner eilen den Fürsten zuvor, und rufen ungestümm um Waffen, um Anführung; alle Fürsten beeifern sich, dieser hohen Gesinnung und Aufopferung des Volks, und den Genehmigungen der dreieinigen Erretter zu entsprechen, und ordnen die Einrichtung und Absendung neuer Krieger mit einer Schnelligkeit und in einer Menge an, wie noch bei keinem Volk ein Beispiel vorhanden ist. Wir staunen selbst vor uns selbst, und hätten vor den Tagen der französischen Unterjochung es den Theutschen selbst nicht zugetraut. So bringt der Despot selbst die Menschen zum Gefühl und zur Aeuße-

rung ihrer Kraft — der Thor! Alles was theutsch spricht, hat die Waffen ergriffen, selbst die Holländer, unsere niedertheutschen Brüder haben das Joch, obgleich mit vielen Wagnissen abgeworfen; nur die Schweizer, Theutsche wie wir, sind so ausgeartet, daß sie müssige Zuschauer bleiben wollen, da ihre Brüder sich für sie erschlagen lassen; sie wollen ihre Freiheit nicht mit eigenem Blut, sondern mit dem unsern erkaufen; sie wollen durch eine faule Neutralität uns unsern Kampf sogar noch schwerer machen, um dann unsere durch ihren Müssigang blutig gebrochenen Früchte lachend aufzufressen. Pfui der Schande! Pfui der Schweizer! Verdient ein solches theutsches Land Unabhängigkeit? Seit Jahrhunderten hangt die Schweiz als ein lahmes Glied an unserm Leib, saugt unsere Säfte, bewegt sich aber nicht dafür. Daß man es abhaue vom Leib, ist Schande für es, Mißstaltung für uns; es werde daher wieder belebt durch innige Verbindung mit dem Leib — die Schweiz sei von nun an wieder der Gnade theilhaftig, ein theutscher Kreis zu sein, sie bitte ihre habsburgische Familie, ihr ihren Abfall und ihren Müssigang und ihre Pflichtvergessenheit im heiligen Krieg zu verzeihen, und sie wieder in Gnaden aufzunehmen. Die Schweiz gleicht einer alten, und dadurch ehrwürdigen Ritterburg, die aber der Herr verlassen hat, und in der nur zeitige Verwalter das Regiment führen. Daher ist zur allgemeinen Verschönerung und Verbesserung des Gebäudes nicht nur nichts geschehen, sondern was einfiel, ist auch liegen geblieben; durch die Fenster bläßt entweder der Wind oder sie sind mit Papier verklebt, die Thore sind verfault, die Gräben von eingestürzten Mauren ausgefüllt, der Uhrzeiger steht still, der Wetterhahn hangt schief, und zeigt daher gewöhnlich unrechten Wind, der Brunnen ist nicht

ausgeputzt, und man muß das Wasser aus dem Fluß holen, zu dem weder Treppe noch über den eine Brücke führt, das Thor liegt voll Bettler, Krumme, Lahme, Ausgewachsene, wovon einer den Wachtspieß hält, im Hof laufen Hunde, Schweine, Ochsen, Schafe, Pferde und Hühner untereinander herum, der Burgweg ist so zerfallen, daß er kaum für ein Tragpferd noch brauchbar ist, Viehhirten, Treibknechte und übriges Schloßgesind versehen, wenns Noth thut, die Stellen von Ritter und Knappen. Dieß ist ein wahres, nicht übertriebenes Bild von der Schweiz. Wers nicht glaubt, gehe hin! Da wird er in jedem Dorf von einer Menge Krüppel um Almosen angehalten, jedem Wirthshaus, jedem Kutscher, jeder Post über Gebühr bezahlen müssen, da wird er elende, wankende Brücken zu befahren sich scheuen, da wird er die Bauren über ihre Freiheit schwadroniren, dort einen Schuster in irgend einer Wirthsstube vor einem Ammann, der ein Schneider ist, als Advocat Reden halten, und sich nachher im Nebenzimmer am Weintisch mit seinem Gegenadvocaten über den Proceß zanken hören, die Soldaten werden ihm wie Handwerksbursche vorkommen, die eher die Nadel und den Pfriemen als den Spieß zu führen verstehen; Patriotismus spürt er nirgends.

Gegen Napoleon kommt also eine ungeheure Macht zusammen. Er kann sich unmöglich anderswo stellen, als hinter seinen Festungen, in den Ebenen der Champagne, in den catalaunischen Feldern, wo den zweiten weltstürmenden Attila ein zweites Schicksal aufsuchen wird, jetzt nur mit veränderter Stellung. Man glaube aber nicht, daß Napoleon jetzt schon kraftlos ist, oder ihm gar die Franzosen den Gehorsam aufsagen, wie so manche wähnen, und dadurch unserer Kraftanstrengung Schaden thun.

Auf-

Auffkündigung des Gehorsams wird nicht früher erfolgen, als bis unsere drei Heerfürsten, die erschienene Dreieinigkeit in Paris sind. Gibt man den Franzosen dann nicht sogleich einen neuen Herrn, der ihnen befiehlt, und dem sie daher gehorchen, so wirkt eine solche Auffkündigung auch dann nicht weiter, als unsere Truppen wirken; so weit Napoleons Helfer vor unsern Truppen ungestört reiten können, so weit gehorchen ihm, wenn er Kaiser bleibt, die gehorsamen herrschsüchtigen Franzosen: denn es gibt nichts Politikloseres als ein Franzos. Er hat also auch nach verlorenem Paris noch das ganze südliche und westliche Frankreich, und da hat er bis Frühjahr und länger Zeit, Hunderttausende auszuheben und zusammenzuziehen. Die Franzosen kommen fertig ausm Ei, wie die Weiber, weil sie das, was sie sind, ohne Unterricht, durch die bloße Gesellschaft sind. Die Geselligkeit aber macht gewandt, geschickt, schnell besonnen, raschhandelnd, wodurch etwas gethan ist, eh wir Theutsche, die wir alles wie Männer vorher vor das Durchsuchungsamt der Vernunft bringen müssen, merken, wo es hinaus will. Mit Franzosen richten daher Aufrufe, Versprechungen und Haltung dieser Versprechungen mit göttlicher Langmuth nichts aus. Wenn man glaubt, sie mit Vernunft zur Ruhe zu bringen, wenn man glaubt, sie durch Milde zur Erkenntniß ihrer Thorheit zu bringen, so wird man von ihnen schlecht belohnt werden. Wie Kinder kennen sie keine Gefahr und keinen Wohlthäter, der nicht täglich um sie ist, und sie wiegt oder sitzt.

Es ist völlig gleich, ob man ihnen mit Sengen und Brennen droht oder mit Errettung aus den Klauen ihres Ungeheuers; sie hören weder dieses noch jenes; sie hören nur den, der ihnen befiehlt. Eh man ih-

nen daher befehlen kann, kann man nicht zu ihnen reden. Wenn Napoleon es haben will, so schießen Bürger und Bauren, Knaben und Weiber zu Fenstern, Dächern, Kellerlöchern heraus auf unsere Truppen, wenn sie zu ihrer Erlösung einrücken; und Napoleon wird es befehlen: was liegt ihm an den Franzosen! Es gibt keine vollkommenere Kriegsmaschine als ein Franzos. Wo man ihn hinstellt, da bleibt er stehen, was man ihn heißt, das thut er, und zwar thut er es geschickt. Er thut das nicht eben aus Sklavensinn, nicht aus Dummheit, nicht aus Patriotismus, nicht aus Liebe oder Furcht vor Napoleon, den er haßt und verabscheut, sondern weil er meint, dieses gehöre so zu einem Franzosen, und er meint das, weil es ihm Millionenmal vorgesagt worden. Wir Theutsche kennen noch nicht hinlänglich die Zauberkraft des unermüdlichen in einen hinein Redens; wir schämen es zu thun, weil wir unser Volk als dumm zu nehmen uns Sünd fürchten; allein der Glauben, der allmählich durch das nicht Nachlassen des Predigens entsteht, setzt keineswegs Dummheit voraus, sondern Einsaugen desselben von Kindesbeinen an. Wenn es uns Theutschen nicht zu langweilig wird, zwanzig Jahr lang in allen Zeitungen, Zeitschriften, in allen Gesellschaften, in allen Kirchen Vaterlandsliebe, Soldatwerden, Aufopfern, Beisteuren, Franzosenhaß, Kriegswürde, Fürstengehorsam zu predigen, lesen, erzählen, scherzen, befehlen, drohen; so werden wir Theutsche ohne allen Zweifel so sein, wie gesprochen worden; das Volk kann ja nicht über seine Erziehung hinaus. Nur wenige eilen dem Volk vor.

Da wir von den Franzosen dieselbe Begegnung zu erwarten haben, wir mögen sie gut oder schlecht behandeln; so zu kann unserer Handlungsweise nichts anders als unsere

eigene Ehre, und nach dieser, unser Vortheil Vorschrift sein. Es ist billig, daß ihnen Contributionen aufgelegt werden, so hart, daß sie sie kaum erschwingen können, ja es wär gegen die Theutschen ungerecht, wenn es nicht geschäh; weil es nur ein Zurückfordern dessen wäre, was uns die Franzosen genommen, und zwar auf die niederträchtigste Art genommen. Man denke an die Brandschatzung Frankfurts mitten im Frieden, man denke an die überschwengliche Contribution Hamburgs, an die Plünderung der Bank, an die Contributionen, welche Oestreich, welche Preußen, welche alle theutsche Staaten leisten mußten. Es ist aber auch unser Vortheil, daß die Franzosen den Ueberfluß von Geld wieder verlieren, den sie sich von uns geholt haben, weil sie dann weniger übermüthig und weniger kräftig uns widerstehen werden. Gegen Franzosen ist Milde verschwendet. Sie sind durch nichts zur Liebe zu bringen, als durchs Gängelband. Aus Paris wird man die, ohne Sinn für das Gedeihen der Künste geraubten Kunstschätze wieder nehmen, und sie dahin bringen, wo sie waren, nicht etwa in Theutschland irgendwo aufhäufen. Denn dadurch gewinnt eben die Kunst und Bildung der Völker, daß Kunstgegenstände überall zerstreut sich finden, und zwar, daß sie da seien, wo sie entstanden. Denn jedes Volk hat seinen eigenthümlichen Geschmack und Geschick, was man ihm nicht durch fremde Muster verderben muß. Auch darf doch Gerechtigkeit ein Wort dazu reden. Ein Volk, das die Kunstgegenstände hervorgebracht hat, hat ohne Zweifel darauf ebenso wohl das ausschließende Recht, als auf seine Häuser und Geräthe. Italien ist das Land, dem die Kunstschätze in Paris gehören. Ein gleiches ist, und noch mehr, der Fall mit Gegenständen, welche nur an Ort und Stelle, wo sie entstanden

sind, Sinn, Bedeutung und Werth haben. So der Opferaltar der Sassen von Goslar geraubt, die Säule von Roßbach, Meilensteine, oder andere römische Alterthümer, worinn auch unsere theutsche Regierungen an manchen Orten sehr getadelt zu werden verdienen, indem sie dergleichen von dem Fundort — der doch für die alte Geschichte so höchst wichtig ist, ausgraben, und in irgend einer Residenz aufstellen ließen, wodurch offenbar aller Werth und Sinn dieser Dinge verloren gieng. Hoffentlich findet sich bald wieder ein Minister, welcher jedem Boden wieder das Seinige gibt.

Es ist ein hartes Wort, die Verheerung eines Landes auszusprechen, aber wir fürchten, fürchten, daß die Franzosen nicht anders zur Vernunft zu bringen sind, wir fürchten, daß viele Tausend unserer Truppen das Opfer unserer Menschlichkeit sein werden für ein Volk, das keine Schonung verdient, und das die Schonung eben benutzt, um uns zu zerstören. Wenn man die Franzosen als Volk von der Erde ausrotten könnte ohne Grausamkeit, so würde der Menschheit ein großer Dienst erzeigt. Wir sind daher der Meinung, daß bei der Bändigung Frankreichs, bei der Zurückführung desselben zur Anerkennung der Rechte und des Daseins anderer Völker nicht nur nicht auf einen Abfall der Franzosen, sondern vielmehr auf einen großen Widerstand zu rechnen ist, und daß alles, was zum Wohl der Menschheit geschehen soll, lediglich von der Tapferkeit unserer Truppen und von der Weisheit unserer Anführer abhangt. Worauf wir denn auch, nach dem was geschehen ist, mit Zuversicht rechnen dürfen. — Gegen Despoten und Sklaven richtet man nur mit Despotismus etwas aus, nicht durch Milde.

Es könnte vielleicht unpolitisch scheinen, jetzt schon den Franzosen von einer neuen Verfassung, von einer der theutschen ähnlichen Verfassung zu reden. Wir haben wohl daran gedacht, aber obigen Aeußerungen zufolge keine Rücksicht für nöthig gehalten, völlig überzeugt, daß bei Franzosen nichts wirkt, als der unmittelbare Befehl. Ueberdieß ist ja das, was ein Einzeler sagt, keine Stimme.

Napoleons Character.

Man charakterisirt Napoleon vorzüglich als einen Tyrannen. Dieses scheint mir nicht sein wesentlicher Charakter zu sein. Was er in dieser Hinsicht gethan hat, ist wenig, und das Meiste scheint politische Gründe für sich zu haben. Theutsche Fürsten würden allerdings einen Palm nicht haben todt schießen, einen Becker nicht haben einsperren lassen, aber doch offenbar nur, weil es selbst Theutsche in Theutschland sind; wären sie in einem andern Land gewesen, so würde man wohl kaum anders haben verfahren können. Die Ermordung Enghiens, Toussaint-Louverture's läßt sich begreifen, wenn auch nicht entschuldigen. Die Verhältnisse mit der Ermordung des Staatsraths von Pavia sind uns nicht bekannt. Daß er als Despot, der er wirklich ist, als welcher er seiner Ruhmgier das Glück seines und die Fortdauer aller Völker aufopfert, nicht tyrannischer verfahren ist, muß man sich wundern. Er hat die Menschen und die ganze europäische Menschheit im Aengsten herumgetrieben, wie es nur einem Despoten möglich ist, er hat alles vor sich in beständigem Zittern erhalten, er hat alle Gelehrte unterdrückt, weil sie nothwendig seine Feinde sein mußten, er hat die Wissenschaften nach seinem Schädel formen und einrichten wollen, obschon er nichts davon versteht, hat

statt Universitäten einzele Facultäten errichtet, damit alle Gelehrte nur Handwerker werden, und keiner den Bund aller Wissenschaften erkenne, ihn und durch ihn auch die Pfleger derselben ehre, damit die Jünglinge, durch die er meist den Staat beherrschen wollte, nichts weiter verstehen als ihr Geschäft, er wollte der Krämer von ganz Frankreich werden, wollte die Engländer aufm festen Land, und nicht mit Schiffen bekriegen, verbot daher allen Handel, wollte seine Kaufleute und Bürger wie alle von ganz Europa zu Grund richten, damit dann auch die Engländer keinen Absatz mehr hätten, und endlich auch zu Grund gehen sollten, wollte Theutschland aus der Reihe der Völker vertilgen, wollte ihm seiner Franzosen ärmliche Bastartsprache aufdrängen, schloß sogar schon die theutsche, reiche, Ursprache von den öffentlichen Verhandlungen, von den Gerichtshöfen aus, kaum hätte es hundert Jahre gedauert, so wär keine theutsche Sprache mehr gewesen, er wollte ein Volk wie das Spanische durch Meineid, Betrug und Uebervortheilung unterjochen, wollte sogar das ungeheure russische Reich erobern, und in allem Ernst nach Ostindien wandern, um die Engländer zu vertreiben.

Dieses giebt uns den Charakter der Narrheit. Napoleon ist unsers Betrachtens ein Narr, und zwar ein systematischer Narr. Daraus, scheint uns, müsse man alle seine Thaten beurtheilen. Ich nenne einen Narren den, der ein Hirngespinst wirklich machen will, einen systematischen Narren den, der jedes, wenn auch gleich noch so verkehrte Mittel ergreift, um seinen unabläßig verfolgten Zweck zu erreichen. Der ist ein Narr, der eine Universalmonarchie stiften will, solang es noch verschiedene Völker oder Sprachen gibt, der ist ein Narr, der wähnt, er könne den Theutschen ihre Sprache und ihr Dasein durch

einen Federstrich rauben, der ist ein Narr, der England zu Grund richten will dadurch, daß er sich vorher zu Grund richtet, der ist ein Narr, der England auf dem festen Land erobern will, und dadurch seine Kräfte zersplittert, die er auf Schiffbau verwenden sollte, seine Menschen als Landsoldaten todtschießen läßt, die Matrosen werden sollten, der ist ein Narr, der mit einer Armee nach Ostindien reisen will, der ist ein Narr, der sich in den Rücken einer feindlichen ungeheuren Armee setzt, wenn er nicht des Sieges gewiß ist, der ist ein Narr, der Herrscher vieler Völker sein will dadurch, daß er sie vernichtet, der ist ein Narr, der Spanien erobern will dadurch, daß er Krieg mit dem Volk, statt mit dem Fürsten anfängt, der ist ein Narr, der mit seinem Uebergewicht prahlt. Gegen einen solchen Narren muß alles aufstehen, und nach ihm ein Treibjagen anstellen wie nach einem verwüstenden Wild.

Aber ein solcher Narr ist gefährlich. Er ist es hauptsächlich dadurch, daß er immer etwas thut, was vernünftige Menschen nicht thun würden, und daher auch nicht dagegen Vorkehrungen treffen können. Ein Narr ist nie zu berechnen, und wenn er am ruhigsten scheint, führt er einen Streich im Schild. Statt daß ein vernünftiger Mensch zur Thür hinausgeht, springt er unversehens zum Fenster hinaus, und glückt es ihm, so ist ihm der Vorsprung gewiß. Dergleichen Streiche hat er vorzüglich in den östreichischen Kriegen gemacht, wo er nach Wien gerannt ist, während ungeheure Heere noch hinter ihm standen, dergleichen Streich hat er auf seinem Narrenzug nach Moskau gemacht, dergleichen Streich hat er im heiligen Krieg gemacht, als er, nachdem sich Oestreich für die gerechte Sache erklärt hatte, dennoch zu gleicher Zeit nach Berlin, nach Breslau und nach Prag wollte, statt

sich sogleich in Leipzigs Ebenen zu sammeln. In Theutschland bleiben mußte er wohl, weil sonst der Rheinbund früher abgefallen wäre; aber in Schlesien und Brandenburg und Böhmen zu bleiben, überall sein zu wollen, war Narrheit.

Darum ist zu erwarten, daß er, eh unsere Truppen nach Paris kommen, noch allerlei unerwartete Streiche machen werde, wenn er noch Zeit hat, seine Kräfte zu sammeln. Er wird mit einer Schnelligkeit und Unverschämtheit da und dort erscheinen, wo nur ein Narr, kein vernünftiger Mensch erscheinen kann, und dadurch manches schaden; er wird Schlachten liefern ohne Ueberlegung, er wird sich sogar in Paris schlagen, wird diese Stadt, in der nun die Kunst- und Wissenschaftsschätze der Welt zusammengeplündert liegen, der Zerstörung Preis geben; dazu hat er die Häuser zwischen den Tuilerien und dem Louvre niederreißen lassen, um vor seinen Schlössern noch Narrenschlachten zu liefern. Hat er aber nicht mehr Zeit, seine Pläne auszuführen, gebt acht! so wird er, wie Narren zu thun pflegen, winseln und zagen, um Gnade bitten, alles versprechen, sich wie ein Kind benehmen, und alles geduldig mit sich machen lassen, am Ende wohl gar noch sich hinter seine Frau stecken, und diese, um Gnade für ihn zu bitten, anrufen.

Findet er keine, wie er denn keine finden kann, theils weil einem Narren nicht zu trauen ist, theils weil sein Thronzertrümmern billig auf ihn zurückfallen muß, nach dem herrlichen Gesetz der Hölle, daß jeder Verdammte an dem gestraft wird, woran er gesündiget hat; findet er keine Gnade, so wird er noch einmal wie ein Verzweifelter und Wüthender sich aufmachen, seine Heere im südwestlichen Frankreich mit Soults Heer vereinigen und den letzten Kampf mit dem Tod ringen. Dieser Kampf

wird uns noch schwer werden, der Sieg hoffentlich aber auf Seiten der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Milde und der heiligen Begeisterung bleiben.

Dann bleibt ihm nichts anders, als mit einem Theil seiner Anhänger sich auf Schiffen zu retten — und den letzten Narrenstreich zu wagen, nach Amerika überzusegeln, und ein neues Reich zu gründen, wozu wir ihm Glück wünschen, oder nach der Türkei zu fliehen, und seines großen Allirten, des Sultans General zu werden. Wäre er aber auf sein Heil bedacht, so würde er nach dem heiligen Land wallfahrten, und den Gott zu versühnen suchen, der für die Menschheit den Tod gelitten hat, die er so schimpflich und leichtsinnig dem Tod überantwortete, und dann würde er nach Rom pilgern, den heiligen Vater reuig um Absolution und Aufhebung des Banns bitten, der als ein Gottes- und Menschheitsfluch so schwer auf ihm lastet — endlich in einem Kloster sein Leben beschließen. Wird er aber gefangen, so gäbe es nach dem oben angezogenen Höllenbrauch, keine schicklichere Strafe, als ihn zum Kaiser von Korsika zu machen, und ihn da schalten und walten zu lassen, wie es ihm einfällt.

Ist er nicht mehr Frankreichs Herr, so ist Abtheilung in einzele Königreiche, und zugleich ihre Vereinigung unter einen Kaiser leicht. Ein Volk, das einerlei Sprache spricht, muß man zerreißen. Man begeht eine Ungerechtigkeit, welche sich ganz gewiß wieder rächt. Denn einerlei Menschen ruhen nicht, bis sie wieder vereiniget sind, und sind sie es, so denken sie auf Rache.

Was aus dem sogenannten König von Rom werden soll? — Nichts!

Sind die Franzosen bezwungen, ist Italien frei, gehört Lotharingen, das Ellsaß, die Pfalz, alle Niederlande wieder zu Theutschland, sind die Rheinfestungen

erobert; denn man wird nur die erobern, welche man behalten will, da man an den übrigen vergeblich die Kräfte zersplittern würde, dann ist es nicht schwer, Frankreich vier Könige zu geben. Die Burbone mögen das größte Land, Ligerien bekommen, und über die andern Kaiser sein. Auf Burgund hat ohnehin Oestreich Ansprüche, es könnte in Rhodanien ein östreichischer Prinz König werden, in Garumnien ein Landsmann wie Bernadotte, in Sequanien, Männer wie Murat, Beauharnois, Talleyrand, Carnot etc., oder theutsche Fürsten, welche durch Heirath mit Frankreich in Verbindung stehen. Dann sind wir vor den Franzosen sicher, wann sie gleiche Verfassung mit uns haben. Wozu würde soviel theutsches Blut vergossen, wenn es nicht mit uns, nicht mit den Franzosen anders wird, wenn diese Eroberungswüthigen nach 50 Jahren wieder über unsere Kinder herfallen! Will man Frankreich lassen, wie es ist, das heißt, unter einem einzigen König oder gar Kaiser, so ist es mächtiger als irgend ein europäischer Staat, und da bei ihm die Macht wie das Messer in der Hand eines muthwilligen Kindes ist, so ist es uns nicht nur gefährlich, sondern es wird uns ganz sicher verschlingen: — denn was haben wir entgegenzusetzen? Bündnisse, nichts als Bündnisse! Was sind aber diese gegen Macht, was ist ein Wort gegen den Stock? Wann werden sich wieder so edle Fürsten zusammenfinden, wie sie jetzt die Welt bewundert? Wie lang hat es gedauert, wie viel haben wir gelitten, bis sie sich zusammen gefunden. Die Macht laurt die Zeit der Entzweiung oder Schläferigkeit ab, die unter den menschlichen Dingen nicht ausbleiben können.

Das neue Theutschland.

Wir betrachten hier Theutschlands übrige Gränzen, seine natürliche Eintheilung und einige Einrichtungen, von denen uns scheint, daß es noth thut, sie in Anregung zu bringen. Ist es den edlen Befreiern gelungen, die natürliche Gränze zwischen Theutschland und Frankreich zu erobern, so ist die Hauptsache gethan. Das Folgende mag geschehen oder nicht; es ist dennoch nöthig, daß Ideen über unser künftiges Glück in Umlauf kommen, weil was oft besprochen wird, endlich als etwas Ausgemachtes angenommen, und zuletzt bei vorkommenden Fällen doch beachtet wird.

Gränzen.

Die Nordgränze Theutschlands ist am schärfsten bestimmt, aber doch auch nicht ohne fremde Eindrängsel. Man sollte glauben wo das Meer hinweist, müßten die Menschen gehen; aber die Theutschen scheinen es sich selbst nie gesagt zu haben, was natürliche Gränze sei, sonst würden sie nie Dänen auf theutschem Boden geduldet, nie Holländern und Schweizern erlaubt haben, sich davon abzusondern. Das heißt nicht, daß sie die Dänen hätten fortjagen sollen; der Theutsche ist kein Barbar: sondern sie hätten zum theutschen Staatenland treten, und ihre

Länder, welche natürlich zu Theutschland gehören, hätten unter der Hoheit unsers Kaisers stehen müssen. Dieses sind offenbar Jütland, die Insel Fühnen und alles was westlich des großen Belts, welcher die eigentliche Fortsetzung der Ostsee, ihr Thalweg ist, liegt; von Holstein und Schleßwig versteht es sich von selbst. Warum soll denn der König von Dänemark seine Länder in oder an Theutschland auf eine andere Art besitzen als andere Könige, z. B. Schweden und England in Hinsicht auf Pommern und Hannover? Jütland ist billig ein Kreis Theutschlands, der dem König von Dänemark gehört.

Was daher das theutsche Meer und die Ostsee bespülen, gehört zu Theutschland, von Cales an bis . . . . Wo ist die Ostgränze?

Theutschlands Gränze gegen Süden ist wieder völlig unbestimmt. Wo man hinblickt, erkennt man leider, das Theutschland ein erst sich bildender Staat ist, der sich, obgleich nach tausendjährigem Ringen, noch nicht aus dem Chaos mit andern Völkern losgelöst hat. Wenn ein Volk, wie das theutsche, das doch geraume Zeit zum Bewußtseyn gekommen zu sein scheint, so viele Jahrtausende nur bis zur Gestaltung und Absonderung von den Zeugungssäften braucht, wie lang wird die Welt bis zur Vollendung zu ringen haben, wie lang, können wir fragen, wird Theutschland noch zu wandern haben, bis es auf dem Gipfel seiner Bildung angekommen ist? Es scheint ein großer Plan mit diesem Volk angelegt zu sein, dem so viele Zeit zum Wachsen und Reifen vorbestimmt, das so viele Aeste und Blätter und Blumen treiben muß, eh Frucht ansetzt, das sich in so vielen Formen versuchen, so viele wieder zerschlagen muß, eh ihm sein Ideal gelingt. Schade! daß wir nur die ersten Arbeiter aus dem Rohen

sind, und nicht hoffen dürfen, mit Augen zu sehen, mit Ohren zu hören, mit der Zunge zu schmecken, mit dem Gemüth und dem Verstand zu erfassen, was aus den tausendfältigen und tausendjährigen Anlagen geworden sein wird.

Ich höre überall sagen: der Alpenkamm ist Theutschlands Südgränze; aber im Tyrol wohnen die Theutschen weit jenseits desselben, und über die salzburger und steiermarker Alpen erstreckt sich Theutschland weit hinaus, ja bis ans adriatische Meer. Wenn die schweizer Alpen natürliche Gränze sind, so sind es doch wohl auch die tyroler, und die salzburger, und die steiermarker, und die östreicher, und endlich beschließt der Kahlenberg bei Wien diese natürliche Gränze. Hier springt die Unrichtigkeit und der Mangel an Umsicht und Vergleichung in die Augen. Zudem was ist in Europa Süd- und Nordgränze?

Daß Europa eine schmale Halbinsel ist, ist schon gesagt und bekannt. Spaniens Süd- und Nordgränze sind die Meere, Frankreichs Süd- und Nordgränze sind die Meere: Warum soll denn Theutschland, das nicht viel breiter als jene Länder ist, nicht auch Meere zur Gränze haben? Wer gibt andern Völkern ein Recht, sich als Riegel zwischen uns und das Meer zu schieben? Wer gibt ihnen das Recht, unsere Thätigkeit, unsern Handel, unsern geistigen Verkehr mit der Welt in Fesseln zu schlagen? Sind wir denn weniger berechtiget als Franzosen und Spanier? Diese Riegel sind eben ein Grund, warum wir uns so langsam gestaltet und entwickelt haben, warum wir in vielen Dingen — fern sei von uns alle eitle Scham, unsere Mängel aufzudecken — noch hinter unsern Nachbarn zurück sind. Warum ist Engelland allen Völkern so

vorgeeilt und hat ihnen den Rang abgelaufen? Ich dächte, jeder gestände doch ein, darum, weil es allein den freiesten Leib hat, der sich hinwenden kann, wo er will, weil es allein überall nur Meergränzen hat, die ihm die Welt öffnen, und doch eine Masse von Menschen faßt, die ein hinlängliches Publicum hat. Denn ein Volk bedarf zu seiner Entwickelung eben sowohl eines angemessenen großen Publicums als ein Gelehrter. Wohin sollen denn die Schweizer, und Breisgauer, und Ellsässer, und Pfälzer, und Schwaben, und Baiern, und Franken, und Tyroler ihre Erzeugnisse abstoßen, woher sollen sie ihre Weltbedürfnisse fassen, wenn es nicht am mittelländischen Meer ist? Warum sollen sie denn wie Leibeigene verdammt sein, alles durch die Franzosen über Marseille oder durch die Italiäner über Venedig und Genua sich zu- und abführen zu lassen, und gewärtig sein, was diese ihre Handelsherren ihnen für Bedingungen und Bedrückungen und für Prellereien machen! Wer etwas erzeugt, wer ein Mensch ist, muß ans Meer kommen, und seine Sachen selbst ver- oder einkaufen können, nach seinen Gesetzen, mit seinen Abgaben, die seinem Land, nicht einem Fremden zum Nutz und Frommen gedeihen. Darum hat die Natur uns südlich auch ein Meer wallen lassen, damit alle Völker, die zwischen ihm und dem nördlichen wohnen, seiner Hülfe theilhaftig würden.

Der uns gegenüber liegende Theil des Mittelmeers müßte daher unser werden, wenn er auch nicht unser gehörte; aber er gehört auch unser; er hat nur nicht unsern Namen, und dieser Mangel ist es allein, der uns davon ausschließt. So groß ist die Wirkung eines Namens! Die Lombardei gehört einem theutschen Fürsten, dem östreichischen Kaiser: sagt, sie gehört dem theutschen

Kaiser, und die schwere Aufgabe ist gelöst, die Lombardei ist ein Kreis Theutschlands, und bleibt doch, was sie ist — ihr Meer gehört auch unser.

Dieses sind Vernunftgründe. Betrachten wir aber auch die Lage, die Verhältnisse und die Sprache der gegen das Mittelmeer liegende Volkschaften.

Bis Triest reicht die theutsche Sprache, und Triest sammt dem Littorale gehört zu Theutschland. Hier wird viel ausgeführt, aber doch nur aus Oestreich, und doch nur ins adriatische Meer, aus dem man nur durch einen großen Umweg ins Weltmeer kommt. Wenn nun aber die Oestreicher Ausfuhr zur See haben, so ist es billig, ja nothwendig, daß auch andere Theutsche sie haben. Wenn Theutschland nur bei Triest ans Meer reichen soll, so ist gar keine Gränze von da bis an Tyrol zu ziehen, ohne zu zerreißen, was zusammen gehört, ohne die dort wohnenden Menschen ihres Verkehrs, ihres Glücks zu berauben. Zudem erstreckt sich Theutschland durchs Tyrol so nah ans adriatische Meer, daß es so zu sagen nur ein Steinwurf weit davon entfernt bleibt, und es zusehen kann, wie fremder Völker Schiffe in den vor seinen Füßen liegenden fremden Hafen ein- und auslaufen, ohne ein gleiches thun zu dürfen. Wahrlich ein unnatürlicher Zustand. Venedig gehört Oestreich; es bilde mit den Angränzern einen theutschen Kreis.

In der Schweiz reicht das theutsche Volk allerdings nur bis an den Gebirgskamm, von dem es wieder mit Schmerz seine Waaren zu Genua in fremden Händen, Fremden Gewinn bringen sieht. Obendrein haben die Schweizer die Wunderlichkeit, nicht Theutsche sein zu wollen, nicht das, was sie in der That sind. Ein fürchterlicher Widerspruch zwischen Sein und Wollen, der sich sicher

rächt, und der sich leider schon seit Jahrhunderten rächt, wo aller Gemeinsinn, aller Volkssinn verloren, sie nur die Leibeigenen fremder Könige, meist französischer sind. Wo Sein und Wollen, Leib und Seele auseinander weichen, da tönt die Sterbglocke. Die Schweizer können nur als ein Kreis Theutschlands glücklich sein. Es brauchte sich dadurch nicht das Geringste in ihrer Verfassung zu ändern. Ihr Landamman wäre Reichsglied und besuchte den Reichstag, sie theilten Leid und Freud mit ihren Brüdern, und hätten Schutz durch sie gegen französischen Druck, gegen Soldatenforderungen, gegen Drohungen. Seit 10 Jahren mußte die Schweiz stündlich für ihr Dasein zittern — und doch wollen Sie nicht das verächtliche Joch abwerfen, wollen nicht zu den Waffen eilen, und dem Beispiel der Holländer, auch eines republikanischen Volks, nicht dem Beispiel so vieler tapfern theutschen Gauen folgen. Wem das französische Joch nicht schwer ist, wer die Schmach der Unterjochung nicht fühlt, wer durch die Tapferkeit seiner Brüder nicht begeistert wird, wer in solcher Zeit träg sein Leben anderer Schweiß und Blut ablaurt, ist werth ein Bundsgenoß Frankreichs zu sein, ja wer sogar jetzt noch, nachdem Alexander der Befreier, Friedrich Wilhelm der Helfer, Franz der Entscheider allen französischen Einfluß vernichtet haben, wer jetzt noch mit Napoleon gegen seine Brüder fechten kann, der verdient auf napoleonische Art bestraft zu werden — „dieses Haus hat aufgehört zu regieren". Und fechten nicht wirklich gegen uns die Schweizer? Führen sie nicht Krieg gegen uns? Sind sie nicht unter Frankreichs Vermittelung, unter seinen Vorschriften? Stehen ihre Soldaten nicht in französischen Reihen? Und solche Menschen pochen auf die Gerechtigkeit ihrer

aus-

ausgeschrieenen Neutralität! Solche Menschen geben zu verstehen, es sei barbarisch, so friedliche Leute, wie sie wären, zu stören, zu zwingen, an den großen Weltbegebenheiten Theil zu nehmen! Wer keinen Theil an den Weltbegebenheiten, die um ihn vorgehen, und zwar so nah um ihn vorgehen, daß er schreien muß, nimmt, muß nicht in der Welt sein; der mag immerhin decretieren, daß er keinen Krieg mehr führen will, aber er verbrenne dann Haus und Hof, und wandere den Helvetiern nach. Man wird ihnen nicht einen zweiten Caesar nachschicken.

Sind die Schweizer der Theutschen unwürdig, so sei wenigst ihr Land ein theutscher Kreis; es liege wenigst der Rhein und der Bodensee nicht voll Mauth- und Zollhüter, und seien seine Berge nicht französische Festungen gegen uns. — Doch vielleicht verschwinden auf der allgemeinen Tagsatzung die kleinlichen, eigennützigen Plänchen mancher Cantone und Familien, vielleicht weckt sie die Gefahr, in der doch manche Gränzorte an Frankreich stehen, von Franzosen noch einmal besucht und mißhandelt zu werden, vielleicht nimmt sich Jomini seines Volks an, ruft sie zu den Waffen, führt sie gegen den Freiheitsräuber — hoffentlich folgen sie ihm!

Jenseits der Schweiz folgt die Lombardei und Piemont. Jene gehört schon Oestreich, und kann mithin durch ein Wort mit Theutschland verbunden werden. Man braucht ja die italiänische Sprache nicht zu vertilgen. Mögen sie sie sprechen und schreiben. Keine Individualität muß gewaltsam aufgehoben werden. Es empört die Gemüther, und ist wider den theutschen Character, der alle Verschiedenheiten anerkennt. Wenn die Lombarden durch den großen Verkehr mit Theutschland die Nothwendigkeit fühlen, die theutsche Sprache zu wissen, so werden

sie selbe von freien Stücken lernen und Theutsche werden, ohne daß sie es merken, so wie ihre Ahnen aus Theutschen durch Erlernung der herrschenden Sprache Italiäner geworden sind. Sie wünschen ja ohnehin, wieder östreichisch zu werden. Wer würde nicht gern unter so mildem Zepter wohnen!

Die Lombarden sind Eigenthümer des Pos. Er ist der Fluß, der ihre Wohnsitze tränkt und ihren Ueberfluß ins Meer führt. Zur Lombardei gehört mithin alles, was zum Flußgebiet des Pos gehört. Es scheiden mithin die Appenninen Theutschland wieder von Italien, wie es ehdem gewesen, lassen südlich Toscana und Ancona, vielleicht Rimini, nördlich Ravenna, Bologna, Carrara. Diese Länder sind auch zum Theil seit den ältesten Zeiten mit Theutschland verbunden gewesen. Zum Pogebiet gehört Piemont; es gehört aber auch dem König von Sardinien. Warum soll er nicht in Theutschland Besitzungen haben! Sardinien besitzt in der Lombardei den theutschen Kreis Piemont.

Das Pogebiet ist vom Genuesischen, also vom Meer durch eine Gebirgskette geschieden, welche an den Meeralpen anfängt, und sich in die Appenninen fortsetzt. Um ans Meer zu kommen, muß diese überschritten werden. Genua ist der Haven der Lombardei. Die Küste von Monaco bis Carrara ist theutsche Küste. So kann jede Gemeinde von Theutschland, Frankreich und Italien auf dem nächsten Weg ans Meer kommen.

Ostgränzen von Theutschland vermögen wir nicht anzugeben. Es ist da noch so sehr mit den slavischen Ländern verschmolzen, das das Kind noch nicht von der Mutter zu unterscheiden ist. Natürliche Gränzen sind allerdings auch da, aber die politischen stehen noch gar zu

sehr entgegen, als daß wir eine Uebereinstimmung hoffen dürften.

Es hängt alles davon ab, was aus Polen wird. Bleibt Polen ein eigenes Königreich, so ist es nicht zu läugnen, daß ihm das ganze Weichselgebiet zusteht, oder eigentlich, das Weichselgebiet ist Polen. Dann fällt aber ganz Preußen — das alte Königreich nehmlich — von Danzig bis Königsberg und Tilsit mit Polen zusammen, wir müssen von unsern theutschen Brüdern Abschied nehmen, und sie Polen werden lassen, so verlangt es die Gerechtigkeit, so die natürliche Lage der Länder; auch dürfen die Polen uns und wir selbst uns keck vorwerfen: warum habt ihr Theutsche euch an den polnischen Küsten angesiedelt oder vielmehr euch angedrängt? Rein können wir unsere Väter nicht waschen von der Unterjochungssünde, gegen die wir jetzt so gewaltig aufgestanden sind. Wenn die Polen gegen uns aufstehen, und uns aus ihrem Land jagen, so thun sie nicht mehr als was wir billigen müssen, wenn wir nicht mit uns selbst in Widerspruch kommen wollen. Ueberdieß wurden die tapfern Lithauer, Sam-, Cur-, Livländer, oder Letten und Esthen zu Leibeigenen gemacht, was freilich jener Zeit angemessen war; aber jetzt sollten unsere theutsche Brüder in diesen Ländern bedenken, daß die Zeit der Leibeigenschaft vorüber, und daß sie doch nur noch zur Gnade auf fremden Boden wohnen, von dem die alten Innsaßen sie doch einst sicher fortjagen werden, wenn sie selbe nicht wenigstens als gleiche Eigenthümer anerkennen wollen. Was gerecht und natürlich ist, ist überall gerecht und natürlich; und es geziemt dem theutschen Charakter, daß er es auch gegen sich selbst anerkenne, und darnach thue.

Soviel ist gewiß, Preußen und Polen sind weder po-

litisch noch natürlich zu trennen; aber gibt es denn kein Auskunftsmittel? Unsers Bedünkens sehr wohl. Wenn Polen ein Königreich ist, so gehört Preußen als seine Küste dazu, wenn Preußen ein Königreich ist, so gehört Polen als sein Binnenland dazu — der Polenkönig ist der natürliche Preußenkönig, und der Preußenkönig ist der natürliche Polenkönig. Damit ist geholfen. Polen sei nicht vernichtet, es daure fort als eigenthümliches Königreich, dessen König das Haus Brandenburg ist, wie es vordem Sachsen gewesen, wie es Oestreich von Ungern ist. Es bleibe eine Regierung in Warschau, etwa mit einem Vicekönig, und Preußen werde unter diese Regierung gestellt. Polen als das kleinere Land wird nach und nach seine Bildung von Theutschland annehmen, und sie ohne Widerstreben annehmen, weil seine Wünsche erfüllt sind; und im Lauf der Jahrhunderte wird es theutsch geworden sein. Denn ohne theutsch zu werden kann Polen nicht bestehen.

Rußland hält zwar jetzt, wie billig Polen besetzt. Wir zweifeln aber, daß es Rußland behalten wird. An Polen selbst ist vor der Hand kein Gewinn, und Rußland besitzt soviel überflüssige Länder, daß jeder neue Erwerb, wenigstens nach Westen ihm nur eine Last sein kann. Seine Hauptentschädigung, welche es aus diesem Krieg, in dem es uns Theutschen die Rettung gebracht hat, wird sein lang dauernde Ruh, wozu wir ihm redlich beigetragen, freier Handel, Aufwachung seines Volks durch den mächtigen Anstoß, der herrliche, kräftige Ideen in Umlauf bringen wird und schon gebracht hat, litterarischer Verkehr mit Theutschland, welches groß und mächtig sein muß, um in den Wissenschaften Großes zu leisten, und seinen Nachbaren als Beispiel zu dienen, um im Herzen von Europa Ruhe zu erhalten durch seinen Sinn für Frie-

den. Rußlands Interesse, vorzüglich sein geistiges Interesse, welches doch das erste und wichtigste und auch stärkste ist, ist Theutschland groß und frei zu wissen; damit sich alles Große und Freie entwickeln, und auf es zurückwirken kann: denn der nächste Verkehr mit den Russen ist mit den Theutschen. Ueberdieß ist Rußlands Fürst theutschen Geblüts, theutschen Sinns, theutscher Kraft, theutschen Adels. Wir können darauf rechnen, daß beider Länder Wohl ihm gleich am Herzen liegt.

Rußland hat allerdings noch vortheilhafte Vergrößerungen zu machen, sie liegen aber nicht gegen Theutschland, sie liegen, wo zu sagen noch nicht Zeit ist. Es wird sie aber nicht machen, um Länder zu gewinnen, sondern um einen Boden zu erhalten, auf dem ein Mittelpunct eigener Cultur entstehen kann, von dem aus sie nach allen den ungeheuren Reichen in Asien und Europa ausstralen kann. Griechenland meinen wir hiebei nicht, weil Griechenland ein eigener Staat sein muß, wenn es wieder emporkommen, wenn wir wieder von ihm Vortheil, versteht sich Weltvortheil haben sollen. Ist aber dieser Krieg geführt zur Befreiung Europas, so seien doch die armen, seufzenden Griechen, die mit Recht seit Jahrhunderten auf Rettung durch ihre christliche Brüder hoffen, davon nicht ausgeschlossen. Jetzt hat auch ihnen die Stunde geschlagen; wird sie gehört, so sind sie frei — vielleicht gar ohne Krieg.

Es mag aber auch mit Polen geschehen, was da wolle, so ist gewiß, daß die Oder sammt ihrem Gebiet zu Theutschland gehört. Das Land der Warthe schickt seine Wässer in die Oder, ist vom Land der Weichsel, dem eigentlichen Polland durch einen, obgleich unbedeutenden Gebirgszug, der bis Danzig fort geht, und auch die Netze der Oder

zuschickt, geschieden; die Warthländer sind Theutsche. Hieher gehört Gnesen, Posen, Fraustadt, Kalisch, Radomsk, Censtochau.

Von Polen an bis zum adriatischen Meer ist die Gränze noch schwerer anzugeben, theils weil hier die Donau gar zu lang ist, theils weil die Ungern sich zu weit vorgeschoben haben. Bleibt Polen von Theutschland völlig getrennt, so mag das Gebirg zwischen der March und Wag als Fortsetzung dessen zwischen der Oder und der Weichsel Mähren und Ungern bis zur Donau vor Preßburg trennen. Von Preßburg aber bis ans adriatische Meer hat die Natur keine Gränze machen wollen. Eine solche Linie würde willkürlich Flüsse, Ebenen und Gebirgszüge durchschneiden, auch bliebe Wien eine völlige Gränzstadt, was für eine Hauptstadt nicht gut ist. Wenn man dagegen den Bakonwald zwischen der Rab und dem Plattensee zur Gränze nimmt, so hat man einen festen Punct gefunden, von dem aus die andern Puncte leicht zu suchen sind. Grad gegenüber jenseits der Donau, zwischen Ofen und Marosch setzt sich fort das Matragebirg westlich der Theiß, und verbindet so den Bakonwald mit den Karpathen unweit Leutschau. Diese Gebirge liegen zwar schon etwas in Ungern herein; allein genau betrachtet ist Ungern das Flußgebiet der Theiß. Die Ungern haben ebensowenig gut gethan, das Bakon- und das gegenüberliegende Matragebirg zu überschreiten, als die Theutschen, als sie in Cur- und Livland einfielen und sich da fest setzten; Theutsche wohnten ehemals bis ans Bakongebirg. Vom Bakongebirg scheint die Gränze zum Zusammenfluß der Muhr mit der Drau, von da zu den Quellen der Kulp zu gehen und bei Fiume zu enden. Die istrische Halbinsel entspricht dem gegenüberliegenden Vorgebirg der Al-

penninen bei Rimini, und verbindet so die Ostgränze mit der Südgränze.

Dalmatien ist das Küstenland für Croatien und Ungern, Fiume ist der Ungern Hafen, Triest der Oestreicher, Venedig der Tyroler, Baiern und Franken, Genua der Lombarden, Schweizer, Schwaben, Breisgauer und Elsäßer. So hat jedes Land sein Meer.

So ist Theutschland deutlich und rein herausgehoben aus andern Staaten, und weiß was es hat und ist. Nördlich durchs Meer allein begränzt, südlich durchs Meer und Gebirg, westlich ununterbrochen durch die höchsten Gebirge, östlich ebenfalls, jedoch mit einigen Unterbrechungen.

Theutschlands Eintheilung.

Was aus Theutschland werden mag, gilt im Grund völlig gleich, wenn wir nur von den Franzosen befreit sind; ob es einen oder hundert Fürsten habe, ob es so oder anders eingetheilt werde, gilt alles gleich, aber das gilt nicht gleich, ob es vor den Franzosen sicher ist oder nicht. Was wir daher im Folgenden reden, bezieht sich durchaus nicht auf Theutschland selbst, auf seine innere, schon da seiende oder fremde Verfassung — denn wir haben leider die Ueberzeugung, daß Theutschland nicht zu helfen ist — sondern es bezieht sich alles, was wir sagen, lediglich auf die Anstalten, welche uns vor den Franzosen sicher stellen können. Für diese Anstalten muß freilich vorher ein fester Boden gesucht werden, und daher berühren wir auch Gegenstände, welche scheinbar nur in entfernter Beziehung auf Theutschlands Unabhängigkeit stehen; bisweilen werden auch Gegenstände nur berühret, weil sie uns eben einfielen, und wir sie der Würdigkeit werth hielten. Wie Theutschland war, kann und soll es nicht mehr werden; es muß aber

anders werden, als es jetzt ist, es muß nicht bloß Theutschland, es muß ein Land gegen Franzosen, ein förmliches Gegenfrankreich werden. Dazu reden wir.

Eine natürliche Eintheilung von Theutschland, so wie sie bei Frankreich sogleich ins Aug fällt, habe ich vergeblich versucht. Wenn man Rücksicht auf die Eigenthümer der theutschen Länder nehmen will, ist eine natürliche Eintheilung völlig unmöglich. So ist alles durcheinander gewickelt. Es ist vielleicht kein Schaden für unsere Bildung und Freiheit, vielleicht ein Nutzen. Seien wir daher zufrieden mit dieser Unabsonderbarkeit eines theutschen Staates von andern. Wir haben deßwegen uns alle nöthig, suchen deßwegen bei unsern Brüdern Hülfe in der Noth und geben Hülfe. Theutschland läßt sich nicht vertheilen! Welch glückliches Resultat dieser Untersuchungen.

Abgesehen von allen politischen Gränzen sind zweierlei Abtheilungen möglich, nach den Flußgebieten und nach den Völkern.

Die Flußgebiete geben in Theutschland keine passende Abtheilung, weil unsere Flüsse viel zu lang sind, und ihre Nebenflüsse ihnen meist parallel gehen; daher die Flußgebiete nur schmale Landbänder oder Landzwelen vorstellen. Man illuminiere einmal das Gebiet der Donau, des Rheins und der Elbe, und sogleich wird sich die Unnatürlichkeit dieser Vertheilung kund thun. Mit der Donau gehen parallel der Lech, die Iser, der Inn, die Muhr, Drau und Sau. Mit dem Rhein geht parallel die Ar, der Necker, die Mosel, Maas, Schelde und Ems. Mit der Elbe geht parallel die Saale, Spree, Weser. Nebstdem würden Donau und Rhein den größten Theil von Theutschland wegnehmen, ihre Gebiete große Reiche bilden, während

die der Weichsel und Elbe viel kleiner, die des Pos aber, der Oder und Weser dagegen nur Provinzen wären. Noch wohnen an diesen Flüssen zu verschiedene Völker, als daß eine Vereinigung thunlich wäre, ohne Fremdartiges zu verbinden oder Gleichartiges zu zerreißen. An der Donau wohnt nur ein Theil der Schwaben, welche sich charakteristisch in Sprache und Sitten und Kleidung von allen Einwohnern Theutschlands unterscheiden. Dann folgen die Baiern und Oestreicher, zwei ziemlich ähnliche, aber von den Schwaben sehr abweichende Völker, Mährer, endlich die Ungern, Croaten, Servier, Wallachen ꝛc. An ein Donaureich ist mithin nicht zu denken.

Die Völkerschaften des Rheins weichen weniger von einander ab. Mann kann sagen, daß die allemannische Mundart vom Splügen an bis zum Texel durchherrscht. Das Allemannische ist nehmlich seinem Grundcharakter nach übereinstimmend mit dem Platten, so wie das Schwäbische mit dem sogenannten Hochtheutschen. Man irrt nicht, wenn man sagt, das Allemannische sei ein ausgebildetes Plattes, so wie das Hochtheutsche ein ausgebildetes Schwäbisches. Ich kenne alle Mundarten Theutschlands, haben alle meist an Ort und Stelle sprechen hören, die eigentlich preußische ausgenommen, die keine besondere Mundart sein kann, da dort das Theutsche nicht gewachsen ist, sondern sie es nur erlernt haben. Ich habe das Platte in Göttingen fast gelernt, habe es gehört in Hannover, Bremen, Jever, Friesland, Brandenburg; sprechen habe ich es gehört von Pommern, Meklenburgern, Holsteinern, Hamburgern, habe gehört das Halbplatte in Köln, Westfalen, Hessen, das Allemannische bei Mainz, in der Pfalz, im Breisgau, Ellsaß, in der Schweiz. Bis Köln ist es einerlei, sobald aber die Berge aufhören geht es ins Platte

über, welches sein letztes End im Holländischen hat. Das Flammändische kenn ich nicht. Der Hauptcharakter des Allemannischen ist der fast gänzliche Mangel an Doppellautern, und der häufige Gebrauch der Hülfszeitwörter. Das Schwäbische habe ich gehört und fast gelernt in Schwaben selbst, in Baiern, Tyrol, Franken, Thüringen, Sachsen; sprechen habe ich es gehört von Ostreichern, Schlesiern, Preußen, Kur- und Livländern. Es ist alles schwäbisch, alles von Schwaben gelernt, was sich auch manche einbilden, wie eigenthümlich ihre Sprache sei. Der Hauptcharakter ist das Breitmachen oder Verdopeln der meisten Selbstlauter, und der häufige Gebrauch der einfachen Zeiten bei Zeitwörtern, welche Eigenheit man jedoch mehr bei denen bemerkt, welche das Schwäbische nur durch Bücher erlernt und fortgepflanzt haben, z. B. bei den Sachsen. Ungeachtet der Uebereinstimmung der Rheinbewohner, weichen sie doch bedeutend ab, und gehören besondern Stämmen an. Oben wohnt der Schweizer Stamm, ein besonderer, dann folgen die Breisgauer und Ellsäßer, welche offenbar zu einem Stamm gehören und die eigentlichen Allemannen sind, die Pfälzer weichen kaum ab, sind auf beiden Seiten des Rheins gleich und ziehen sich herunter bis Bonn, rechts wohnen am Neckar Schwaben, am Main Franken, links an der Mosel Lotharinger. Mit Köln und Trier fängt das Platte an, bleibt sich durch Westfalen und zum Theil Hessen bis Friesland ziemlich gleich, ändert aber links ins Flammändische und Holländische, das sogenannte Niedertheutsch ab. Am Rhein wohnen also auch mehre verschiedene Stämme, die jedoch keineswegs so verschieden wie die längs der Donau sind.

An der Elbe wohnen Böhmen, Sachsen, zu denen man die Thüringer rechnen muß, Brandenburger und die

eigentlichen Niedersachsen. An der Oder Schlesier, Brandenburger, Pommern. An der Weichsel, Polen, Preußen.

Sollte Theutschland nach seinen Stämmen Fürsten, Herzoge oder Könige erhalten, so müßten einen eigenen haben die Schweizer, Allemannen, Lotharinger, Franken, Hessen, Westfälinger, Kölner?, Trierer? rc., Niederländer oder Flanderer, Holländer, Friesländer; dann Lombarden, Tyroler oder Friauler, Schwaben, Baiern, Oestreicher, weiter Böhmen, Sachsen, Thüringer, Niedersachsen oder Sassen, Jüten, nun Schlesier, Brandenburger, Pommern, endlich Preußen, Polen, — wären mithin etliche und zwanzig Völkerschaften, die sich vielleicht noch, wenn Volkschaftsfreunde, woran nicht zu zweifeln, sich der Eigenthümlichkeit ihres Stammes annehmen, vermehren lassen. Vielleicht beweist jemand, daß noch eigene Stämme sind Lausitzer, Mainzer, Trierer, Kölner, Brabanter abgesondert von den Flammändern, Hannoveraner, Mecklenburger, Holsteiner. Diese Vertheilung nach den Volksstämmen wäre ohne Zweifel die vollkommenste. Aber sie ist nun einmal nach unsern politischen Vertheilungen unmöglich, nicht weil mancher Fürst mehren Stämmen vorsteht, sondern weil mancher Stamm in zwei, drei oder gar an eine Menge Fürsten vertheilt ist, wie z. B. Tyrol, Schwaben, Allemannien, Franken, Sachsen, Thüringen, Niedersachsen, Westfalen. Bei solcher Zersplitterung ist an keine Ordnung zu denken. Hätte jeder dieser Stämme einen Herrn, gleichviel ob einen besondern oder einen gemeinschaftlichen, was könnte aus ihnen werden! Die Zerrissenheit hemmt die Bildung. Es könnte auch jeder dieser Stämme einen eigenen Herrn haben, die nach Umständen der jetzigen Politik unter einem größern ständen, und diese endlich unter dem höchsten.

Träumereien wollen wir nicht aussprechen, sonst ließen sich die Volksstämme wohl nennen, von denen es scheint, als wenn die jetzige politische Lage sie zu zwei, drei und mehren unter einem Fürsten vereinigen, andere dagegen nur einem Fürsten zutheilen, und sie endlich alle unter einem obersten Princip mittel- oder unmittelbar vereinigen wollte. Durch Austauschungen könnte manches ausgeglichen werden. Wenn z. B. Baden das Ellsaß bekäme, um alle Allemannier zu vereinigen und beide Ufer des Rheinstroms zu haben, so könnte es Schwaben abtreten, wenn Würtenberg ganz Schwaben bekäme, könnte es seine fränkische Besitzungen ablassen; Baiern könnte den fränkischen Kreis ganz bekommen, und ihn durch einen Statthalter verwalten lassen. Bekäm Darmstadt Westfalen, so könnte es seine Besitzungen in Allemannien abgeben. Bis hieher sind die Völkergränzen streng zu ziehen; im nördlichen Theutschland aber ist es uns schwerer, solche Austauschungen anzugeben, weil sich die Stämme nicht so rein erhalten haben, wie im südlichen.

Wir geben noch andere Abtheilungen an. Die eigentlich platttheutschen Stämme lassen sich von den andern absondern durch eine Linie vom nördlichen End Schlesiens an durch dasselbe End von Sachsen, Thüringen, Hessen bis Bonn und von da bis zur Nordgränze Lotharingens. Was nördlich dieser Linie liegt ist platttheutsch. Südlich ist hochtheutsch, westlich das Allemannische, östlich das Schwäbische. Mit jener Linie läuft etwas südlicher eine Naturgränze parallel, welche Nord- von Südtheutschland trennt. Sie ist durch ununterbrochene Gebirgsketten bezeichnet und durch das Aufhören des Rebstocks, und geht von den Karpathen durchs Riesengebirg, sächsische Erzgebirg, den thüringer Wald, die Rhön, die Höh auf den

Westerwald, ins Siebengebirg, springt unter Koblenz bei Bonn über den Rhein zum Eifelgebirg, läuft nördlich oder westlich der Mosel hinauf über Lützelburg (Luxenburg) gegen Wehrdun und Chalons, und schließt sich an die Ardennen oder Wasegen. Durch diese Linie wird kein Volksstamm durchschnitten. Nördlich liegen an ihr Schlesien, Lausitz, Sachsen, Thüringen, Hessen, Köln, Namur, Hennegau, Brabant; südlich Mähren, Böhmen, Franken, Westfalen, Trier, Pfalz, Lotharingen. Hier wächst noch nach der ganzen Gebirgskette guter, berühmter Wein, dort vorzüglich Getreid. Diese Linie sollte bei politischem Besitz nie überschritten, und bei Vertheilung der ehemals theutschen Länder oder Kreise sollte darauf Rücksicht genommen werden. So wird die Lombardei, die Schweiz, das Ellsaß, Lotharingen, Westfalen, Trier südlichen, Köln, Brabant, Holland nördlichen Staaten zufallen oder verbündet werden, und zwar immer so, daß ein Fürst beide Rheinufer besitzt, wodurch unzählige Zänkereien, Neckereien, Abgaben vermieden werden, und vorzüglich Nachbarnfeindschaft.

Daß ein Fürst das ganze Rheingebiet besitze, davor hüte er sich. Der Rheinfürst kann Frankreich nicht die Stange halten, und würde bald von seinem Landriemen verjagt sein: denn er hat zu lange Gränzen zu decken bei zu geringer Tiefe, oder ein hagerer Leib ist seiner ganzen Länge nach bloß. Das Eindringen in sein Land wäre eben so schwer zu verwehren, als der Uebergang über einen Strom; ein Marsch von wenigen Tagen trennte den südlichen vom nördlichen Theil, und eine Wendung rechts oder links vernichte das südliche oder nördliche Heer, eh die andern da wären, oder ohne daß eine französische Armee könnte im Rücken bedroht werden.

Gleicher Gefahr wäre auch der Rheinfürst ausgesetzt, wenn er noch größere Länder auf einem Flügel hinter sich hätte, wie es z. B. mit Oestreich und Preußen der Fall ist. Jener Staat könnte nicht hindern, das das nördliche Rheingebiet, dieser nicht, daß das südliche abgerissen würde.

Noch viel schlimmer würden einzele kleine Staaten am Rhein sitzen. Ein Herzog von Lotharingen, vom Ellsaß, von Zweibrücken, Mainz, Trier, Namur, Brabant, Flandern ꝛc. würde in soviel Wochen das Loos ziehen, wozu den vorigen Jahre vergönnt waren. Wie sollten sie der französischen Ländersucht Widerstand leisten, wie könnte man verlangen, daß wegen ihnen die andern theutschen Staaten beständig auf den Beinen sein sollten. Ueberhaupt muß der, welcher an Frankreichs Gränze will, ganz auf eigenen Beinen sich Frankreich widersetzen können, und von seinen theutschen Brüdern nur Hülfe, aber nicht mehr erwarten — nicht selten wird er diese nicht einmal bekommen: denn die Lehren unserer schrecklichen und heiligen Zeit, unser frommer, tapferer Gemeingeist sind in unsern Kindern schon wieder erstorben, wenn nicht durch eigens dahin zielende Einrichtungen sie, nicht als Gedächtnißwerk erhalten, sondern als Charakter einerzogen werden, wozu wir uns in der Folge Winke erlauben.

Vier Sätze gehen nun aus unsern Betrachtungen und Ueberlegungen hervor.

1. Im Rheingebiet können sich keine kleine Fürsten, die nur Volksstämmen vorständen, halten.
2. Im Rheingebiet kann sich auch kein einzeler Rheinfürst halten, wenn er auch alles Land von der Schweiz bis Holland, beide eingeschlossen, besäße.
3. Ein solcher Rheinfürst kann auch die Franzosen nicht abhalten, wenn er rückwärts noch große Besitzungen,

aber nur in einzelen Strichen, auf den Flügeln oder in der Mitte, kurz wenn er nicht ganz Theutschland besäße.

4. Es können nur diejenigen Staaten Frankreich widerstehen, welche mit dem Kopf an es gränzen und einen langen Leib haben, oder welche ihm eine schmale Gränze bieten bei einer großen, von Frankreich abstehenden Tiefe. Die Macht gegen Frankreich muß in senkrechten Ländern auf ihm stehen, also in Ländern welche sich von Westen nach Osten ziehen, wie Oestreich und Preußen.

In Hinsicht auf Strategie und vielleicht auf Billigkeit scheint es vortheilhaft zu sein, wenn drei solche senkrechte Länder auf Frankreich stießen. Das mittle wäre gleichsam der Ritter, die zwei seitlichen die Knappen (Secundanten). In diesem Fall würde der nördliche Landriemen bestehen aus Brabant, Holland, Köln, Friesland, Niedersachsen, Jütland, Brandenburg, Preußen, Polen. Ich wiederhole nicht das schon oft Ausgesprochene, daß es nicht nöthig ist, daß diese Landschaften nur einen Herrn haben, jede kann einen eigenen haben, nur müssen sie alle unter einem höhern zu einem Staat vereinigt stehen. Der südliche Riemen bestände aus der Schweiz, Lombardei, dem Littorale oder Illyrien, Oestreich, der mittle aus Lotharingen, Allemanien, Schwaben, Franken, Baiern, Böhmen, Mähren.

Dieser Vertheilung steht aber vieles entgegen; vorzüglich die jetzt bestehende politische Vertheilung und der Mangel eines Meers beim Mittelland. Es ist auch durch politischen Einfluß, durch Gebirgsketten, fast durch Sprache und leider Religion Theutschland von Westen nach Osten in zwei Hälften in nördliche und südliche so geschie-

den, daß man diese Scheidung in jeder Hinsicht natürlich nennen kann. — — —

Wir glauben, daß mit Vorbehalt einiger Abänderungen, die erst nach genauer Untersuchung, welche man auf dem Zimmer nicht anstellen kann, Theutschland am füglichsten in folgende 37 Kreise abgetheilt werden könnte. Es ist dabei berücksichtiget 1) daß jeder Kreis beide Flußufer besitzt, was für den Verkehr durchaus nothwendig ist, 2) daß ein Volksstamm wo möglich nicht zerrissen wird, 3) daß selbst der jetzige politische Besitz damit einigermaßen übereinstimmt, was freilich, wie leicht zu ermessen, nicht überall möglich ist.

a. Pogebiet.

1. Pokreis, Piemont; enthält das Gebiet des Pos und der Sesia, zieht sich zur Küste westlich von Genua, schließt also dieses aus. Hauptstadt Turin und Universität, Hafen Savona.

2. Addakreis, eigentliche Lombardei; das übrige Pogebiet bis an das des Oglio ausschließlich, südlich das Parmagebiet. H. Mailand, Univ. Pavia, H. Genua.

3. Ogliokreis; übriges Pogeb. bis an die Appenninen bei Carara und Rimini. H. Mantua, Univ. Bologna, H. Ravenna und Spezzia.

4. Etschkreis; Etschgebiet bis Piavegeb. einschließlich. H. und H. Venedig, Univ. Padua.

b. Donaugebiet.

5. Donaukreis, Schwaben; bis Lech- und Wernitzgeb. einschließlich, das Neckargeb. bis zu seinem Durchbruch durch den Schwarzwald bei Neckarelz. H. Ulm, Univ. Tübingen.

6. Innkreis, Baiern; bis Inn- Nab- und Regengeb. einschließlich. H. Regensburg, U. Landshut, Innsbruck, Salzburg.

7. Enskreis, Oestreich; bis Leitha- und Marchgeb. ausschließlich. H. Wien und U.

8. Marchkreis, Mähren; March- und Leithageb. H. Ollmütz oder Presburg.

9. Raabkreis, Pannonien; Rab- und Waggeb. bis Bakon- und Matragebirg. H. Raab oder Gran.

10. Muhrkreis, Steiermark; bis Einfall der Muhr in die Drau. H. Grätz.

11. Draukreis, Kärnthen; ebensoweit. H. und U. Klagenfurt.

12. Saukreis, Krain; H. Laibach, H. Triest.

c. Rheingebiet.

13. Aarkreis, Schweiz; Rheingeb. (auch das rechte Ufer) bis Aargeb. einschließlich, Rhongeb. bis an den Jura. H. Zürich, U. Bern.

14. Rheinkreis, Allemannien; Ellsaß, Breisgau, Basel, Baden, Pfalz, Darmstadt, Speier, Worms, Mainz, Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg. Fängt am Aar- und Wutachgeb. ausschließlich an, geht bis ans Nah- und Lahngeb. ausschließlich bis an den Spessart und Odenwald. H. Straßburg, U. Basel, Freiburg, Straßburg, Heidelberg, Mainz, Aschaffenburg.

15. Mainkreis, Franken; Maingeb. bis herunter an Spessart und Odenwald. H. und U. Würzburg, U. Bamberg, Erlangen.

16. Moselkreis, Lotharingen; Saargeb., Moselgeb. bis zum Einfall der Saar, Maasgeb. bis unter Verdun. Die natürlichen Gränzen sind mir nicht recht bekannt. H. Nanzig, U. Nanzig oder Maasbrück (Pont à Mousson).

17. Lahnkreis, Westfalen; übriges Moselgeb., Nahgeb., Lahn- und Sieggeb. H. Koblenz, U. Marburg, Gießen, Bonn.

18. Isselkreis, Holland; folgendes Rheingebiet, Mündungen der Waal, des Rheins und der Issel bis ans Vechtegeb. einschließlich, oder bis an Friesland. H. und H. Amsterdam, U. Köln, Duisburg, Leiden. (Holland ist in der Charte versetzt).

19. Maaskreis, folgendes Maasgeb., Samber-, Urthgeb. bis Ausfluß ins Meer. H. Aachen, U. Löwen.

20. Scheldkreis, Flandern; Scheldegeb. bis unter Bergen op Zoom, und westlich ans Meer. H. Brüssel, H. Antdorf.

d. Emsgebiet.

21. Emskreis, Friesland; Emsgeb. bis Vechtegeb. H. und H. Emden, U. Münster, Gröningen.

e. Wesergebiet.

22. Fuldkreis, Hessen; Fuld- und Werrageb. bis zu ihrem Zusammenfluß. H. Kassel.

23. Weserkreis; Wesergeb. H. Hannover, H. Bremen, U. Göttingen, Helmstädt, Rinteln.

f. Elbgebiet.

24. Moldaukreis, Böhmen; Elbgeb. bis Erzgebirg. H. und U. Prag.

25. Elbkreis, Sachsen; folgendes Elbgeb., Saalgeb. H. und U. Leipzig, U. Jena, Erfurt, Halle, Wittenberg.

26. Spreekreis, Brandenburg; folgendes Elbgeb. bis Havelgeb. einschließlich. H. und U. Berlin.

27. Stecknitzkreis, Sassen; folgendes Elbgeb., Eidergeb. bis Penegeb. ausschließlich. H. und H. Hamburg, U. Kiel, Rostock.

28. Beltkreis, Jütland; vom Eidergeb. bis an den großen Belt. H. Wiborg.

g. Odergebiet.

29. Oderkreis, Schlesien; Odergeb. bis unter den Einfluß der Neiße. H. und U. Breslau.

30. Warthkreis; bis gegen Posen. H. Kalisch.

31. Netzkreis; folgendes Odergeb. bis Fühngeb. einschließlich. H. und U. Frankfurt.

32. Ihnkreis, Pommern; folgendes Odergeb., Penegeb. bis Lobegeb. H. Stettin, H. Stralsund, U. Greifswald.

h. Weichselgebiet.

33. Weichselkreis; Weichselgeb. bis Sangeb. H. und U. Krakau.

34. Pilitzkreis; folgendes Weichselgeb. nebst San- und Pilitzageb. bis Vieperzgeb. einschließlich. H. Sandomir.

35. Bugkreis; Buggeb. bis unter Breczc. H. und U. Lemberg.

36. Narevkreis; Narevgeb., folgendes vom Bug- und Weichselgeb. bis unter Blosk. H. Warschau.

37. Pregelkreis, Preußen; übriges Weichselgeb. bis Pregelgeb. einschließlich. H. Danzig, U. Königsberg.

Wenn ein Land vollständig sein soll, so muß es seine Flüsse ganz besitzen, und es wäre daher zu wünschen, daß das ganze Donaugebiet zu Theutschland gehörte, was vielleicht durch gewisse Uebereinkünfte nicht unmöglich wäre. Griechenland vom Balkan- oder Hämusgebirg an bleibe ein Reich für sich. Es würden dann noch folgende Kreise gemacht werden können.

a. Unnakreis, Dalmatien oder Kroatien; bis ans Meer. H. Karlstadt, H. Zeng.

b. Bosnakreis, Bosnien; bis ans Meer. H. Sarajo, H. Zara.

c. Morawakreis, Servien; bis ans Meer. H. Belg ad, H. Ragusa.

d. Sarwitzkreis; H. und U. Ofen.

e. Theißkreis; Ursprung der Theiß bis Zolnok. H. Tokai.

f. Maroschkreis; H. Weißenburg.

g. Alutakreis, Walachei; H. Nikopel.

h. Serethkreis, Bulgarien; H. Silistria.

i. Pruthkreis, Moldau; bis ans schwarze Meer. H. Jassy, H. Kilia. Diese drei letzten Kreise müssen sich südlich bis an den Hämus erstrecken. Manche dieser Kreise lassen sich theilen.

Theutscher Kaiser.

Damit ist uns aber noch nicht geholfen. Auch eine allein von diesen Mächten, den Pfeilern des theutschen Staatsgebäudes, könnte nach und nach von den emsigen Franzosen untergraben werden, wenn die andern Theutschen sie nicht vertrieben. Darum schon, und dieses ist einer der schwächsten Gründe, darum ist ein Oberhaupt über alle theutsche Stämme nöthig, welches sie bei Gefahr nicht bloß zusammen ruft — denn manche möchten rufen lassen, wie uns leider traurige alte und junge Beispiele lehren — der sie zusammenführt, dem sie alle ohne weitere Untersuchung oder Vorstellung, sobald von Krieg die Rede ist, gehorchen müssen, dem sie auf militärische Art gehorchen müssen. Dann ist ein Oberhaupt dringend nöthig, um einen Charakter zu erhalten. Unsere Schriftsteller mögen prahlen, wie sie wollen, mögen aus Tacitus uud Cäsar die Vortrefflichkeit der alten Theutschen beweisen, sie werden nichts für die Neutheutschen begründen. Wir haben einmal keinen Volks-

charakter, konnten nie einen bekommen, und werden nie einen bekommen, solang wir zerrissen sind, wie wir sind, solang Jeder Herr, solang jedes Städtchen und Ländchen ein eigenes Volk sein will. Gestehen wir doch, daß wir keinen Charakter haben, und schämen wir uns dessen; so werden wir doch das dringende Bedürfniß fühlen, daß wir einen haben müssen; darüber sind wir alle einig, daß wir nur einen bekommen, wenn wir ein ungetheiltes Volk sind, und daß wir dieses nur sind, wenn wir ein einziges Oberhaupt haben. Dieses Oberhaupt der theutschen Macht (nicht der Gesetze, der Bildung, der Anstalten, der Religion) ist der Kaiser.

Es gibt ferner gewisse Verhältnisse, welche allen theutschen Stämmen gemeinschaftlich sind, und wobei dieser oder jener Stamm beeinträchtiget wird, wenn sie nicht gemeinschaftlich zugesichert werden, wovon nachher. Diese gemeinschaftlichen Verhältnisse sind mithin Verhältnisse des ganzen Reichs. Alle Stämme bilden in dieser Hinsicht ein einziges Reich, und geben ihre besondere Ansprüche dem Kaiser in Verwahrung.

Unser Kaiser sei ein Militärkaiser; d. h., er allein habe das Recht und mithin auch die Macht, die Truppen zu halten, zu sammeln, Krieg abzuwehren oder zu beschließen. Es gebe nur Reichssoldaten, keine Fürstensoldaten: denn was vermögen Fürstensoldaten gegen feindlichen Anfall? Auch wird die Zeit wieder politische Verhältnisse herbeiführen, wo einzele Völkerstämme dem Kaiser, ist er in Noth, nicht gehorchen, und haben sie eigene Soldaten, wohl sie gegen ihn schicken — und dann ist ja Theutschland wieder wo es gewesen! Wozu also das Blut so vieler edlen, gebildeten Theutschen! Wozu, wenn durch solche schmerzliche, fürchterliche Opfer nur das

erobert werden soll, gegen das wir jetzt diese Opfer bringen!

Ist der einzele Fürst die Sorge für die bewaffnete Macht los, so kann und wird er auf nichts als aufs Wohl seines Landes bedacht sein, auf Vervollkommnung der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Bildung, der Lehranstalten, der öffentlichen Freude, Spiele, der Liebe zwischen Volk und Fürst. Eroberungsträume beunruhigen seinen Schlaf nicht, auch nicht der Wunsch vom Kaiser abzufallen, dem er seine Ruhe, seine Sicherheit verdankt, indem er ihm das schwierigste Geschäft, die Vertheidigung des Landes abgenommen.

Reichswehrmänner.

Das Reich oder der Kaiser muß daher durch ganz Theutschland Militärämter haben, in denen die Einwohner, nicht die Truppen, denn deren brauchen wir während des Friedens außer der Policei keine — sonntäglich zusammenberufen und in und um den Gemeindschanzen in den Waffen geübt werden. Jeder ist verbunden, sich drei Jahr lang zu diesen Uebungen zu stellen in den Jahren von 16 bis 30. Hat er ausgelernt, so treten andere an seine Stelle. Man muß daher die Uebenden nicht auf eine gewisse Zahl beschränken, sonst entsteht wieder der so gehaßte Soldatenstand, sondern es üben sich, soviel es eben jedes Jahr gibt.

Stehende Truppen, oder solche, deren lebenslängliches Handwerk die Waffenkunst ist, sind nur diejenigen, welche sich mit der Waffenübung des Volkes beschäftigen, die Kriegslehrer die Geschütz- und Schanzkundigen. Der Kaiser unterhält eine Anzahl Officiere, Ingeniere und Artilleristen.

Ein Land, dessen Jugend von drei Jahren ein Heer von der vorn angegebenen Stärke, also von etwa 25000 Mann beträgt, ist ein Heerbann, und hat einen kaiserlichen Verwalter; der Ort seines Sitzes ist ein kaiserlicher Ort, eine Reichsstadt. Wenn zwei Millionen Menschen einen Heerbann stellen, und Theutschland 30 Millionen hat, so würden 15 Heerbanne (375000 Mann) herauskommen, und mithin nur 15 Reichsstädte dadurch entstehen, welches für die gehörige Wirkung der kaiserlichen Macht, und vorzüglich für die Anhänglichkeit der Volksstämme an den Kaiser, welche einzig durch kaiserliche Unterthanen, die unter allen Theutschen zerstreut leben, erhalten werden kann, und ohne die der Kaiser als lästige, von Unverstand oder der Herrschsucht unnöthige, ja wohl gar fremde Macht dargestellt wird, viel zu wenig ist. Abfälle über Abfälle würden erfolgen, Brüder würden bald wieder das Schwert gegen Brüder ziehen — der Grund, warum wir hinter andern Völkern so zurückgeblieben sind.

Ist es nöthig, daß der Landsturm aufgeboten wird, so ruft allein der Kaiser. Es sei in allen Ländern nur einerlei Landsturmordnung; denn die geringste Verschiedenheit würde ein Volk vor dem andern zu begünstigen scheinen. Daher muß diese Ordnung vom Kaiser ausgehen.

Der Kaiser allein gibt Ehrenzeichen, er allein ordnet Siegesfeste an, er allein läßt im Krieg beten, er allein sorgt dafür, daß die Namen der Krieger auf die Nachwelt kommen.

Der Kaiser allein schickt und empfängt Gesandte; denn er allein hat ja mit dem Ausland zu thun. Wozu sollen Reichsfürsten Gesandte halten? Um das Geld ausm Land zu schleppen, das sie wieder durch klägliche Einschränkung der Bürgerfreiheit, durch Verbote zu Reisen, auswärts

zu wohnen, auszuwandern rc. im Land behalten wollen, um an fremden Höfen Kabalen gegen den Kaiser anzuzetteln, um Ligen, Unionen, Bünde, Garantieen, Kartelle rc. zu schließen gegen die Reichssicherheit, — oder gar um zu prahlen, wovon leider manche theutsche Fürsten eben so wenig frei sind, als die Theutschen überhaupt.

Reichsorte.

Das Reich muß soviele Reichsorte oder Reichsunterthanen haben, daß es überall vorgestellt wird, daß des Kaisers Lob überall erschalle, überall die Liebe zu ihm herporstrale, überall die Hoffnung und der Dank für die Erhaltung des Daseins, für Freuden, sich auf ihn bezieht. Den Fürsten danken die Völkerschaften Milde, weise Einrichtungen, freien Gebrauch ihrer leiblichen und geistigen Kräfte. Heerbanne seien daher soviel, als Völkerstämme, und mithin soviele kaiserliche Heerstädte. Jede Festung sei eine Reichsfestung; versteht sich wohl von selbst; wie auch, daß jede Gemeindschanze, sammt dem Boden, den ihr Geschütz bestreicht, kaiserlich ist.

Jede bedeutende Handels- oder Fabrik- oder Künstlerstadt sei Reichsstadt. Wenn Rom in Theutschland läge, müßte es als Künstlerstadt eine Reichsstadt sein. Ausgenommen seien Residenzen oder Hauptstädte der Stämme und Universitäten: weil das über einen Leisten Schlagen der Universitäten und der Wissenschaften ihr Untergang ist, als welche eben nur bestehen, in den vielartigen Ausbildungen ihrer Zweige, Blätter und Blühten. Daher es auch so schlecht um diejenigen Lehranstalten steht, von denen ihre Curatoren sich einbilden, sie seien da, um zu wachen, daß nur gelehrt werde, was in ihr System paßt, und nicht da, um zu

befördern, daß alles gelehrt werde, was nur immer aus eines Menschen Kopf kommen mag: denn durch Verwirrungen wird man früher auf die rechte Bahn geleitet, als durch einseitige Abpfählung eines Weges, dessen Richtigkeit doch auch nicht mehr als ein Mensch anerkannt hat, und der wahrscheinlich der unrichtige ist, weil er von einem Menschen herrührt, der sich einbildet, es sei nur der seine, eine der richtige.

Kaiserlich müßten ferner sein alle Ritterschlösser und alle Rittergüter, kurz alle untrennbare Besitzungen, sie mögen gehören, wem sie wollen. Dadurch entsteht eine zahlreiche Reichsritterschaft, welche in jeder Hinsicht die erste Stütze des Kaisers ist. Die Reichsritter sind gleichsam des Kaisers Volk oder Unterthanen, seine Landsaßen, weil er eigentlich kein Land hat. Daß diese Reichsritterschaft eine eigene Einrichtung haben muß, daß sie ein Orden für den Kaiser ist, braucht nicht erinnert zu werden.

Kaiserlich oder dem sogenannten Reich sind ferner alle Päße, alle Straßen ins Ausland, alle Einfuhrgelder. Niemand als das Reich hat Mauthen, und nirgends seien sie als an den Reichsgränzen. Daraus und aus den Abgaben der Reichsritter und -Städte werden die Reichstruppen, welche beständig zum Unterricht nöthig sind, erhalten. Der Kaiser lebt von Staatsgütern.

Reichsland werde ferner augenblicklich jedes Land, dessen Fürst sich gegen den Kaiser auflehnt, oder der mit irgend einem fremden Land irgend ein Bündniß schließt, oder nur einen Gesandten hinschickt. Solcher Fürst werde augenblicklich von Hof und Land gejagt, und das Land besitze der jedesmalige Kaiser als Reichsland, und verschenke es nie mehr erblich.

Die Post sei eine Reichsanstalt, werde einem Reichspostmeister übergeben, und nicht als Finanzquelle benutzt, wodurch aller Verkehr und alle Bildung gehemmt wird. Unser jetziges Postwesen ist theils wegen dem unverhältnißmäßig hohen Porto, theils weil alle Paar Stunden wieder ein anderes Postwesen, oder Taxe, oder Gericht, oder Einrichtung, oder Wägen erscheinen zu einer wahren chinesischen Mauer für Reisen und Litteratur und Freundschaft, mithin Bildung geworden. Wer seinen Freunden nicht einmal mehr nach Herzenslust einen Brief schreiben darf, weil er sich oder jenem dieses Vergnügen durch das hohe Porto verbittert, wer einem andern Gelehrten nicht mehr seine Entdeckungen mittheilen kann, der geht für die gebildete und gelehrte Welt verloren, und mit diesem wird endlich das Volk stupid.

Geld prägen muß nur der Kaiser können. Uebereinstimmung im Münzfuß ist gewiß die größte Wohlthat eines Landes. Bergwerke mag haben wer will.

Bei genauer Durchmusterung wird sich noch manches finden, welches Reichsanstalt sein sollte. Vielleicht zum großen Nutzen Straßenbau, Flußbau, Schiffahrt, Salzverkauf. Das Salz, ein so nothwendiges Verdauungsmittel kommt bei manchen Volksstämmen gar nicht vor. Es wird daher für sie ein großer Vortheil sein, wenn das Salz allen ein gemeinschaftliches Eigenthum ist.

Auf diese Art erstreckt sich das Reich durch alle theutsche Länder, wirkt in allen Volksstämmen und kehrt ihre Blicke auf Den, der uns Einheit gibt, und durch sie Stärke, Bildung, Lebenslust, Lebensgenuß. Unter seinem Schutz können auch kleine Fürsten für das Wohl ihrer Unterthanen leben, für sich leben, ohne Besorgnisse für Fortdauer.

Wer Kaiser werden wird? Der es schon ist, der es immer war, und nie aufgehört hat, es zu sein. Das ist doch wohl ausgemacht, daß vier Reichsfürsten und ein Franzos nicht im Stande sind, das Reich aufzulösen, und die Kaiserwürde abzuschaffen. Franz der Entscheider, Franz der Milde ist unser Kaiser!

Hauptstadt des Reichs.

Des theutschen Reichs Mittelpunkt ist Bamberg, eine Stadt, die in Hinsicht auf Menschen, Lage und Umgebung einzig zur Hauptstadt Theutschlands geeignet ist. Ein herrlicher Berg erhebt sich hinter ihr voll Reben, zu ei- einer Festung geeignet, ein schiffbarer Fluß strömt durch eine weite Ebene, die sich nach drei Seiten ausbreitet, sie kann für Millionen Einwohner Häuser aufnehmen, und diese Ebene ist in größerer und kleinerer Ferne von vielförmigen Bergen und Wäldern umgränzt, die Bamberg zur schönsten Landschaft Theutschlands machen; von dem frohen, gebildeten, anspruchlosen Sinn der Einwohner nicht zu reden, worauf es jedoch auch ankommt bei einer Hauptstadt, von der der Ton ins ganze Land ausgeht.

Ich kenne die Vortheile hinlänglich, welche viele Residenzen für ein Land haben, indem viele Sammelplätze für Gebildete sind, von denen aus Bildung in ihre Umgebungen ausströmt, und dadurch alle Theile des Reichs gleiche Fortschritte machen, indem der Kunst und den Wissenschaften viele Freistätten, viele Märkte eröffnet werden, ohne welche sie nicht gedeihen können: denn Künste und Wissenschaften müssen nicht taglöhnerartig sondern fürstlich belohnt werden; wenn die Kunst nach dem Brod geht, geht sie zum Grabe — indem viele Universitäten errichtet werden oder bleiben, und daher viele Gelehrte eines Faches zer-

streut in Theutschland emporkommen, wodurch Manchfaltigkeit und Mittheilung der Ideen befördert und gleichförmige Bildung des Volks in allen Theilen des Reichs bewirkt wird; während in einem Land, wo immer eine Residenz oder Hauptstadt ist, wie in Frankreich alle Gelehrte und Gebildete daselbst zusammen strömen, ihrer also weniger sein müssen, und das übrige Land, die sogenannten Provinzen in der Unwissenheit oder wenigstens ohne berühmte Männer bleiben, wodurch Aufgeblasenheit der Hauptstädter und Sklavensinn der Provincialen die Folgen sind — ich kenne diese Vortheile und Nachtheile, aber dennoch muß ich für ein Reich eine bleibende Hauptstadt als ein nothwendiges Erforderniß zur Erhaltung der Einheit, der Vaterlandsliebe ansehn. Wechselt der Sitz des Kaisers oft, so hält ihn das Volk für ein veränderliches, nicht wesentliches, sich um sein Wohl wenig bekümmerndes Ding. Bleibt ein Ort immer die Kaiserstadt, so wird diese das Augenmerk des Volks, und es scheint ihm keine Veränderung vorzugehen, wenn ein anderer Kaiser in sie zieht. Aus ähnlichen Gründen muß die Kaiserstadt in der Mitte von Theutschland sein. Ist sie zu entfernt, so wird der Kaiser seinem Volk zu fremd, es vergißt ihn zulezt ganz, da es seinen Fürsten in der Nähe fast täglich sieht oder doch fühlt, von ihm hört, und es in der Natur der Sache und in der Geschichte liegt, daß man sich bemüht, dem Volk über seinem nächsten Fürsten den entfernten Kaiser vergessen zu machen. Wer daher Kaiser wird, sollte die Residenz seines Volksstammes verlassen, und im Herzen von Theutschland wohnen. Das fordert seine eigene Politik. Auch dieses hat die Geschichte bewiesen. Bleibt er zu Haus wohnen, so sieht man ihn als einen fremden Herrn an, der sich aus fremden Landen herein in die theutschen Angelegenheiten mischt.

Einrichtung.

Die Einrichtung der Staaten macht sich gewöhnlich nach und nach von selbst, so wie es Noth und Fortschreiten erheischen. Das Beste wäre daher, man fienge einen Staat einzurichten damit an, daß man ihm alles abnähme, was ihm Fremdes und Willkürliches angezwängt worden ist, d. h. mit einem Wort: man hebe alle Verbote und Erlaubnisse auf, wodurch das Leben der Menschen verklausulirt ist, mache das Volk zu einer Tabula rasa, und gebe ihm nur soviel Gesetze, als es eben braucht, um ein Volk zu sein, und um einen Stock zu haben, an den sich andere Gesetze anfügen. Unsere jetzigen Staaten hangen so voll Gesetze oder vielmehr Verbote und Erlaubnisse, daß sie darunter brechen müssen. Kein Bürger kann einen Schritt thun, ohne zuvor zu überlegen, ob der auch wohl erlaubt oder verboten ist: denn für alles sind nur Erlaubnisse da und Verbote, nirgends Freiheit. Was kann aus einer solchen Menschenmaschine herauskommen! In den Zeiten der Noth soll sie sich dennoch frei bewegen, obschon sie es nie gelernt hat, obschon man ihr jede Bewegung vorzeichnet und sie selbst so geformt hat, daß sie keine andere machen kann. Man sagt freilich, Gesetze müssen sein, um dem Menschen Sicherheit zu geben: allerdings, aber wenn ein Despot morgen einen erschießen lassen will, so gibt er heut ein Gesetz, und morgen ist der bravste Bürger nach dem Gesetz erschossen. Geht denn dieses nicht täglich vor unsern Augen vor? Die schlimmsten Gesetze sind die, welche den Verkehr hemmen, welche jedem Schritt einen Schlagbaum vorwerfen, jedes Felleisen durchwühlen, jeden Nebenweg belauren. Es gibt bekanntlich keinen größern Reiz, als denjenigen zu übertölpeln, der Prätensionen macht, von denen man glaubt, daß er keine Befug-

dazu habe. Daher kommt es, daß weder Galere noch Tod die Contrebandiers aus der Mode bringen, sie vielmehr immer kecker werden, je schärfer oder unverschämter die sogenannten Gesetze werden. Frankreich hat uns in der letzten Zeit das schreckliche Beispiel eines Staats gezeigt, der gar keine Gesetze, nicht einmal Verbote, sondern nur Erlaubnisse hatte. Alles war verboten, was nicht erlaubt war. Es hieß nicht etwa, der Buchhandel ist erlaubt, nur dieses und jenes Buch ist verboten; sondern nur dieses Buch kann gegen soviel Abgabe eingebracht werden, alle andere aber nicht: es hieß nicht, dieser Handelsartikel ist verboten, sondern alle sind es, nur für diesen oder jenen werden Licenzen ertheilt: es hieß nicht, ihr könnt auf allen Straßen eure Frachtwagen bewegen, nur auf dieser nicht; sondern, auf keiner Straße dürft ihr fahren als auf dieser. Heißt das nicht, die braven Menschen zum Betrug zwingen? Heißt das nicht, ehrliche Menschen zu Spitzbuben und Räubern, zuletzt zu Todtschlägern machen? Es würde wahrlich einem Rabener nicht schwer werden, zu beweisen, daß die Verbrechen Folge der Gesetze, nicht die Gesetze Folge der Verbrechen sind.

Gewiß, ein Staat, der viel Gesetze hat, hat auch viel Verbrechen; und es wäre sicher eine Frage, wer die Wette gewänne, wenn zwei Fürsten sich darauf einließen, zu versuchen, in welchem Staat mehr Unfug verübt würde, ob in dem, der jedem Einwohner seine Handlungsweise vorschreibt, oder in dem, der alle Gesetze rein aufhübe, jedem erlaubte zu thun, was er nur immer wollte, und nur das verböte, was jeder für sich selbst für Unrecht hielt, oder, wüßte er sich dabei selbst nicht zu rathen, was drei von einander verschiedene, ihm fremde Männer für Un-

recht erklärten. Wir wenigstens, würden 1000 gegen eins setzen, daß der letzte Staat gewänne. Wäre dieses wirklich der Fall, wozu also die Last drückender Gesetze? Unsern Staaten thut wenigstens ein Gesetzabschaffungsamt mehr noth, als ein Gesetzgebungsamt. Wenn die Regierungen nichts wissen, als Tanzen, Pfeifen, Singen, Trinken, Ringen, Balgen, Reiten, Springen, Lesen, Schreiben, Reden ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu verbieten, wenn sie jeden, der nicht einen Folianten Pässe mit sich führt, für einem Spitzbuben, Spionen, Aufwiegler betrachten, wenn sie glauben, das Glück der Menschen bestehe darinn, daß man sie vor Arbeit nie zu Athem kommen lasse, um Unfug zu vermeiden, daß man ihnen so wenig als möglich Feyertage gestatte, daß man sie nicht müsse reich werden lassen, um Uebermuth zu vermeiden; so können sich solche Vormünder der Mündigen keine Anhänglichkeit erzwingen und kein Volk schaffen, das im Wohlbehagen auch für Kunst, Wissenschaft, Staat Sinn bekommt, und diese in der Zeit der Noth aus allen Kräften unterstützt. Wie die Katze nur aus Wollust maust — ein schlechtes Beispiel — so gedeiht Staat, Wissenschaft und Kunst nur aus dem Wohlbefinden, aus der Lebenslust des Einzelen. Der Staat mag für sich noch so reich sein, so ist er arm, bettelhaft, ohne schöne Werke, ohne Sinn dafür, ohne Geschmack, ohne Ansehen, wenn die Bürger arm oder verklausulirt sind.

Freiheit aller Handlungen, außer denen, die niemand öffentlich, und vor sich selbst zu verantworten sich getrauet, die dabei nicht verwickelte Menschen, ohne Rücksicht auf irgend ein Gesetz oder eine Gewohnheit, für unrecht halten, sei der Grundsatz des Staats: er ist sein fester Boden.

Aber, wird man sagen: der Staat bedarf einer Menge Anstalten, die Geld, die Steuren fordern, und diese fordern wieder eine Menge Einrichtungen, welche nur durch Gesetze gehandhabt werden können. Zu den Anstalten gehört eine Regierung unter einem Fürsten, Beamte, Policei, Soldaten, Lehranstalten, Geistliche, Aerzte ꝛc. ꝛc., Straßen, Flußbau, Schifffahrt, Geschützfabriken ꝛc. ꝛc., zu den Steuren, Mauthen, Zölle, Weg- Brückengelder, Consumtionssteuer ꝛc. ꝛc., welches alles Aufsicht, Regeln, Strafen ꝛc. fordert; diese Steuren können nicht entrichtet werden, wenn man den Leuten erlaubt, ihr Vermögen durch Müssiggang, Schwelgerei, Saufen, Tanzen ꝛc. zu verschwenden, oder sie werden sie nicht entrichten wollen, wenn man ihnen zu reden erlaubt, was sie wollen. Daß die Erhebungskosten der vielerlei Steuren fast ebensoviel als die Steuren selbst betragen, weiß man auch wohl, allein es läßt sich einmal nicht ändern. Steuren müssen sein, Geld muß man haben, und man muß es sich auf so vielen Wegen als möglich zu verschaffen suchen; daß zuletzt alle Steuren doch auf die Grundsteuer fallen, weiß man wohl, allein diese kommt den Steuerflüchtigen saurer vor, während die Consumtionssteuer ꝛc. jeder unmerklich bezahlt; obgleich nicht zu läugnen ist, daß sie den moralischen Charakter des Volks zu Grund richtet.

In einem Schriftchen wie dieses, können diese Gegenstände nicht einzel betrachtet werden; wir sind aber überzeugt, daß alles, was lästig daran ist, wirklich kann abgeschafft werden. Es wäre gewiß eine Wohlthat, nicht bloß für den Bürger sondern für die Menschen, wenn alle Schlagbäume niedergebrannt (wie es doch in Baiern und Würtenberg ist), alle Douaniers zum Henker gejagt, die Geisel des unseeligen Paßwesens von den Völkern genommen,

men, und dafür nur eine Karte eingeführt würde, die jedermann immer bei sich trüge, auf der bloß eine Beschreibung des Trägers und Angabe seines Charakters wäre; wenn alle Censur aufgehoben, wenn alle Ergötzlichkeiten nach Herzenslust, als Reisen, Trinken, Tanzen, Reiten, Fahren, Müssiggehen, Wallfahrten, Beten, Schießen, Kleidertracht, Häuserbau ꝛc. ꝛc. kurz alles, wozu die Leute Lust haben, preis gegeben würden. Bei solcher Freiheit würde eine Menge Menschen Arbeit bekommen, die jetzt als Bettler oder Diebe oder Schmuggler, oder heimliche Sünder sich durchschlagen müssen. Und diese Freiheit läßt sich geben.

Mittel zur Sicherung der fürstlichen Häuser gegen Aufruhr, sind wenigstens in Theutschland völlig überflüssig: dadurch könnte ein großer Theil der Staatskosten erspart werden, welche jetzt unnöthige Furcht hervorbringt. Die theutschen Volksstämme sind so klein, daß sie keinen Aufruhr durchsetzen könnten, wenn sie auch wollten. Dieser ist aber nicht im Charakter des Theutschen, der, weil er die Wissenschaften, den Unterricht liebt, auch Frieden und Fürsten liebt. Im Grund ist doch kein Beispiel in Theutschland bekannt, wo Unterthanen dem Fürsten gefährlich gewesen wären; selbst höchst selten haben sich Große thätlich vergriffen, und gegen diese gibt es keine geheime Policei, da sie diese selbst sein können, keine Bücherverbote, die ohnehin nur gegen einen eingebildeten Feind gerichtet sind, keine Entwaffnung, die nur das Volk, das man doch so oft bewaffnet braucht, entmannen, kurz keines von all den Mitteln, die man gegen sogenannte gefährliche Staatsbürger mit großen Kosten unterhält. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß es in Theutschland keine dem Staat oder dem Fürsten gefährliche Menschen

gibt, und gäbe es, es kein Mittel gegen sie gäbe, vielmehr die Mittel dagegen, nur dafür wären. Entehrendes Mißtrauen ruft nothwendig Widersacher hervor. Niemand kann sich ein glücklicheres Loos wünschen oder nur denken, als welches den Theutschen gefallen ist, unter kleinen Fürsten zu stehen, die wieder zugleich sich unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt vereiniget haben; wodurch unsere kleine Staaten so großen Vorzug vor den so glücklich gepriesenen griechischen haben, daß sie sich unter sich nicht selbst bekriegen können, wenn es auch gleich durch Verblendung einigemal geschehen ist, daß nie ein vollendeter Despotismus einreißen kann, daß kleinen Fürsten nichts anders zu thun gelassen ist, als für das innere Wohl ihres Stammes zu sorgen, für Handel, Ackerbau, Handwerke, Künste, Schulen, Universitäten, Kirchen, Gesundheitspflege zu wachen, daß ein kleiner Fürst auf alles selbst denken, alles selbst aufmuntern, auszeichnen, belohnen oder bestrafen kann, daß endlich, sollte sich einer vergessen, nicht Aufruhr oder gar Privatrache nöthig ist, sondern dann die heilige Macht des Kaisers auf dem Thron sitzt, und den Schwachen und Gerechten schützt gegen Uebermacht, gegen Unrecht, gegen Erschöpfung, Verschwendung, Aengstigung, Despotismus oder gar Tyranei, von der wir, Gott seis gedankt, in Theutschland selten Spuren und Regungen kennen. Wir müssen daher aus allen Kräften, aus ganzer Seele und aus ganzem Herzen an unserer Verfassung, an unserer Vertheilung an kleine Fürsten hangen. Dieses sieht der verständige, der unterrichtete, der nachdenkende, der mäßige, der ruhige, Frieden, Arbeit, Künste und Wissenschaft liebende Theutsche auch so klar ein, daß überall die Lieb und Stimme für Erhaltung unserer einzelen Fürsten laut hervorbricht. In der

Regel sind auch die Regierungen und Fürsten wie das Volk gesinnt und geartet; denn sie sind ja aus ihm, sie haben Erziehung von Theutschen, daher theutsches Gemüth. Wahrlich! Unsere Fürsten sind auch alles Lobens und Preisens werth, sie verdienen die Liebe, den Gehorsam, die Achtung, welche ihnen ihre Völker darbringen. Wie kräftig haben sie nun den Augenblick ergriffen, um von sich und ihren Unterthanen das schimpfliche Joch der Fremden zu werfen! Wie mild, wie zart, wie anerkennend rufen, führen sie das bereitwillige Volk in den Kampf. Sind es nicht die Fürsten selbst, denen es die Verhältnisse oder das Alter erlaubt, welche mit in die Schlacht eilen, welche mit ihr Leben in das Rad legen, um ihm glückliches Loos mit ihren Völkern zu bereiten, es zu verlieren oder zu gewinnen! Sind es nicht die Fürsten, welche ihren ganzen Schatz neben die Gaben der Unterthanen legen, um Waffen, Kleider rc. eiligst herbei zu schaffen! Sind es nicht die Fürstinnen, welche sich an den Chor so vieler edlen Frauen stellen, um durch ihre Ersparnisse und ihre Handarbeiten den wunden Kriegern Verband, Decke, den jungen Kriegern Wäsche, den Schaaren Fahnen zu geben! So werden Volk und Fürst eins, so ist alles Mißtrauen verschwunden, so schützt die Liebe und Achtung Beide.

Es ist zwar kein Lob für Fürsten, wenn man alle lobt. Bei der Nachwelt hat eine solche Stimme wenig Gewicht: denn auch Despoten werden gelobt, und müssen es mehr werden, als der ruhige, milde, väterliche Fürst, der sich keine Lobredner bezahlt oder durch Furcht zum Loben zwingt. Stånd es in unserm Theutschland so, daß jedes Wort, was von einem Fürsten lautet, Lob schallen müßte; so wäre das oben gesagte nicht bloß von geringem Werth,

sondern gar Verräther einer niedrigen Schmeichelei. Soll der edle Fürst nicht für die Geschichte zu Grund gehen, soll der Nachruhm für ihn eine wünschenswerthe Belohnung sein, so muß das Urtheil über Völker und Fürsten frei sein. Niemand wird es wagen, öffentlich Unwahrheit gegen ein Volk oder einen Fürsten vorzubringen; die Zeit, der gerechte Eifer des Volks würde ihn sogleich Lügen strafen. Es muß schon weit mit einem Volk oder einem Fürsten gekommen sein, wenn man es öffentlich wagt zu sagen: dieses Volk ist kraft- und charakterlos, es ist abgestorben, sclavisch gesinnt, kennt die Volkswürde nicht, oder gar, es ist dumm, dieser Fürst ist ein Despot, oder ein Schwelger, oder ein Wucherer, oder ein Narr. Eh so etwas laut wird, muß ein dumpfes Murren jahrelang von Mund gegangen und endlich jeder überzeugt sein, daß alle Glieder des Volks übereinstimmig denken, und keiner mehr Verräther wird: denn jedermann ist von Natur angetrieben, seinen Fürsten und was ihn angeht, zu lieben; jedermann glaubt, was er wünscht, und er wünscht, daß der, von dem er einst regiert wird, alle Tugenden besitze, daß er mild, gescheit, unterrichtet, liberal, thätig, für anderer Wohl und Weh empfänglich sei; daher wird schon jede Mine, jedes Lallen des fürstlichen Kindes beobachtet, und gut gedeutet, wenn sie auch nur immer, wäre es auch mit einiger Gewalt, gut zu deuten sind; die Umgebungen solcher Kinder, Wärterinnen, Pflegerinnen, Diener, Erzieher, alle thun ihr Mögliches, um ihren Pflegling als etwas Vollkommenes gelten zu lassen; ein Theil fließt ja auf sie zurück. Wenn daher ein Fürst nicht geliebt, nicht geachtet, oder wenn er gar verhaßt ist, dann ist es gewiß nicht bloß seine Schuld, denn es wird von ihm vieles nicht als solches geachtet, und noch mehr ver-

ziehen, sondern dann ist es seine große Schuld — er verdient ganz gewiß diesen Haß und den Tadel der Nachwelt. Es ist nicht zu läugnen, daß man auch in Theutschland Fürsten des Despotismus, der Wucherei, der Verschwendung beschuldiget. Dennoch hört man nicht, daß von Aufruhr bei ihnen die Rede wäre, vielmehr machen ihre Unterthanen dieselben Anstrengungen gegen den gemeinschaftlichen Feind, ein Beweis, daß sie, alle Privatnoth vergessend oder duldend, wissen, daß sie Theutsche sind, und daß das Gesammtvaterland jetzt aller bedarf. Ist Frieden, so werden die Retter Theutschlands auch ihren väterlichen Blick auf diese theutschen Stämme wenden, und ihnen dieselbe Freiheit bewirken, welche wir alle durch die Vertreibung des französischen Despotismus genießen, und deren jene eben so würdig sind, als wir alle. Auch sie sollen die großen Retter segnen und preisen, damit niemand unter uns sei, der beim allgemeinen Jubelfest traure.

Uebrigens hat der Despotismus, die Geldsucht und Verschwendung in Theutschland einen ganz andern Charakter als in Frankreich. Hier ist es wirkliche Herrschsucht, Geringschätzung der Menschenrechte oder wenigstens des Volks, Furcht vor Unruhen; dagegen in Theutschland Gerechtigkeitssucht, weniger tadelhaft aber fürs Volk eben so drückend als der Despotismus aus Herrschsucht. Man kann sich nichts Schrecklicheres denken, als einen gerechten Fürsten. Denkt euch einen Menschen, der das Schwert in der Hand hat, bereit zu schlagen, wenn die Rechtsmaschine Ja klappt. Müßte nicht jeder Mensch decapitiert werden? Das ist eben das Verdienst der Fürsten, daß sie von den Blitzen, die ihnen Gott und das Volk in die Hände gelegt haben, um im Fall der Noth davon Gebrauch zu machen, diesen Gebrauch nicht machen, so

lang andere Mittel zureichen. Die Gesetze der Gerechtigkeit mechanisch, also ohne Rücksicht ausüben ist volkzerstörender Despotismus; die Gesetze der Gerechtigkeit mit Vernunft, also mit Rücksichten ausüben, ist Milde. Diese ist in allen Verhältnissen nöthig, weil selten die Menschen anders als durch Nichtachtsamkeit fehlen. Es gehört auch zu den Freuden des Lebens, einmal in seinem Geschäft nachlässig sein zu können, man will sich gleichsam üben in seiner Kraft und in seinem Geschick, daß man Versäumtes wieder einholen kann. Wenn ich meinen Bedienten fortjage, weil er einmal im Jahr erst heut früh und nicht gestern Abend seine Rechnung abgeschrieben hat, wenn ich jeden aufs Maul schlage, der es zu seiner Vertheidigung öffnet, so bin ich ein Despot. — Die Geldsucht theutscher Fürsten geht meist auf Ersparen und Zurücklegen der Einnahme, selten auf Bedrückung der Unterthanen durch übermäßige Steuern. Statt das Geld für gute Anstalten, zur Aufnahme des Handels, der Gewerbe, der Landwirthschaft, der Wissenschaften durch Anlegung von Bibliotheken, Sammlungen von Natur- und Kunstwerken zu verwenden, wird es in Kisten gelegt, und illiberal bewacht. Bei den Franzosen aber wird das Geld herausgepreßt, um es frevelhaft vergeuden zu können. Die Verschwendung bei uns geht mehr auf die Lust des Lebens als auf die Pracht und Eitelkeit einer chinesischen Hofhaltung.

Ein Hauptmittel, die vielen lästigen, selbst kostspieligen und zur Schlechtigkeit reizenden, oft dazu zwingenden Steuren und Einrichtungen entbehren zu können, scheint mir Folgendes:

Man suche sich so viele Staats- und Gemeindgüter zu verschaffen, als nöthig, und setze alle Beamte, selbst den Fürsten auf liegende Gründe.

Dieses ist meist schon bei den Geistlichen der Fall. So gut als es Pfarrgüter gibt, so gut kann es Amtsgüter, Arztgüter, Regierungsgüter, Fürstengüter und selbst Soldatengüter geben, wie bei den Aegyptiern. Dann haben diese Staatsdiener ihren Sold immer sicher, und was das Wichtigste ist, immer im Verhältniß mit den Preisen; dieses ist doch wahrlich keine so schwere Aufgabe. In wenigen Jahren müßte jeder Staat so viel Güter kaufen können, als nöthig sind.

Das andere Hauptmittel ist die Verminderung der Staatsbeamten durch Verminderung der Geschäfte. Einmal braucht sich der Staat nicht in alles zu mischen; er braucht nicht Fabrikant, Krämer, Schmuggler, Speditör, Bergmann, Salzsieder, Tabakbeizer &c. zu sein. Diese Geschäfte werden besser ohne ihn, und vortheilhafter für ihn, abgethan. Dann braucht auch nicht alles zehnmal abgeschrieben, vieles gar nicht abgeschrieben, das Wenigste controllirt zu werden. Durch diese Einschränkungen könnte man vielleicht die Hälfte des Personals ersparen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Cultur des Staats auch gewinnt, wenn viele Beamte Anstellung haben, weil sie viele Gebildete sind oder doch sein sollen; allein meist sind die Beamte nur Handwerker ihres Amts, und wissen von der Pflege anderer Wissenschaften und Künste nichts, können sich auch nicht damit befassen, theils wegen überhäuften Geschäften, theils wegen geringem Auskommen. Leben die Bürger frei, haben sie weniger Ausgaben, so steht aus diesen eine viel größere Zahl von Gebildeten auf, als aus den Beamten: und dann sind es Gebildete, die nach Muße leben, treiben, was ihnen zusagt, wie die Griechen; es müßte denn sein, daß sich auch ein Fürst einfallen ließ, sich auch in dieses zu mischen, und nach Willkür diesem oder jenem Stand das Studieren zu verbieten.

Welch ein glücklicher Staat wäre der, der alle stehenden Kosten bestritte durch liegende Gründe, alle vorübergehenden durch Vermögensteuer! in dem es keine Schlagbäume und Pässe gäbe! Wir dächten in einem solchen Staat müßte es keine Verbrecher geben, und alle Fremde müßten in ihn strömen.

Die Vermögensteuer würde am klügsten erhoben, wie in Bremen, wo man bekannt macht, wer 1000 Einnahme hat, zahlt so und so viel. Jeder bringt das Geld, und wirft es verdeckt in einen Kasten. Es ist besser, daß mancher Schuft zu wenig gebe, als daß alle Familienverhältnisse aufgedeckt werden.

Policei.

Policei ist nichts anders als Ordnungsamt, und bloß gegen den Diebstahl, Räuberei und öffentlichen Unfug gerichtet. Was im Haus des Privatmanns vorgeht, geht sie nichts an. Der Privatmann wird lieber Diebe als die Policei in sein Haus dringen oder schleichen sehen. Dagegen stehen alle Häuser, die man öffentlich nennen kann, billig unter ihr. Oeffentliche Häuser sind alle Häuser, worinn Handel als Stand getrieben wird, mithin alle Gasthäuser, Kaufläden, Banken, Schlächtereien ꝛc. ꝛc. Auch steht die Sorge für öffentliche Anstalten ihr zu. Unterhaltung von Reinlichkeit der Gassen, Brauchbarkeit der Straßen, Brücken, Stege, Bäche, Brunnen ꝛc. Weiter muß sich die Policei nicht erstrecken; sonst wird sie eine unerträgliche Last, welche die Gemüther empört, sie zu Widersetzlichkeiten herausfordert, und ihnen die Liebe zur Verfassung benimmt.

Eine Policei für die Sicherheit des Fürsten und der Regierung ist völlig überflüssig, und dem Zweck eher ge-

fährlich als förderlich. Mit einer Regierung, die eine geheime Spionenpolicei nöthig hat, muß es schlecht stehen, und wird sich immer um so schlechter stellen, je mehr sie spionieren läßt; weil das Mißtrauen, daß sie ins Volk setzt, das Volk entweder empört, und zur Vergeltung aufreizt: denn es liegt ein eigener Hang in der menschlichen Natur, das zu sein, wessen man sie ungerechter Weise fähig hält. Verschwörungen kann keine Policei hintertreiben, nicht als wenn sie nicht diese oder jene verhindern oder zerstören könnte, sondern weil sie eben durch diese Zerstörung, ja selbst durch ihr Dasein Verschwörung über Verschwörung gebärt. Es ist schon bemerkt, daß die Menschen, am meisten aber die Theutschen von Natur gezogen sind, ihre Fürsten zu lieben, und die Freiheit, welche sie ihnen gönnen, in Ruh zu genießen. Wenn daher ein Volksaufruhr zu fürchten ist, so ist es wahrlich nicht des Volks Schuld. Er ist durch Despotismus oder Wucher, oder Verschwendung, mithin unerschwingliche Auflagen, oder Mangel an Aufsicht über die Rechts-, Genusses- und Leibespflege mit Gewalt herbeigeführt. Man weiß wohl, daß es auch bei den besten Fürsten einzele Schreier giebt, welche alles Böse von der Regierung aussagen. Allein was werden solche Schreier ausrichten, wenn das Volk sich glücklich fühlt, oder, sei es durch Umstände unglücklich, wenn es fühlt, daß es der Fürst nicht ändern kann. Glaubt nicht, daß das Volk so blind ist, daß es nicht wüßte, woher der Druck kommt. Immer weiß es die Handlungsweise des Fürsten von der seiner Beamten zu unterscheiden. Vom Volk hat ein Fürst, der thut, was ihm zukommt, weder in glücklichen noch unglücklichen Zeiten etwas zu fürchten. Er ist, so lang er nichts entgegen gethan hat, ohne Grund geliebt, und kann auch, leichter

als irgend ein anderer Mensch, durch Kleinigkeiten, durch ein freundliches Wort, durch eine Reise, um seine Unterthanen zu sehen, durch Vertheilung von nichtskostenden Andenken, die Liebe bis zum Enthusiasmus steigern. Verschwörungen der Großen kann kein Fürst durch geheime Policei, sondern nur durch Edelmuth und Größe vorbeugen. Wer der Großen Loos mit dem seinigen zu verbinden weiß, hat nie etwas zu fürchten. Dieses ist mit erblichen Kronen vorzüglich der Fall; daher müssen die Völker nichts mehr, als erbliche Fürstenhäuser wünschen, und, auch wenn sie bisweilen ausarten, doch nicht von ihnen lassen. Ist aus den Großen des Landes ein Fürst geworden, so lebt sein Haus der Natur der Sache nach mit diesen in beständigem Krieg und dieses durch mehre Zeugungen hindurch, und es wird ihm weder geheime Policei noch liberales Betragen etwas fruchten.

Wählt er jenes, so werden Vergiftungen, Verbannungen nicht aufhören, er wird von Volk und Großen als tyrannisch verabscheut, und hat nirgends eine Stütze; wählt er letztes, so hat er wenigstens die Liebe des Volks, wodurch fast alles gewonnen ist, weil es unter solchen Umständen den andern Großen nicht leicht möglich wird, einen Aufstand zu ihrem Vortheil zu bewirken. Außerdem hält diese Gradheit, Liberalität, womit man seinesgleichen behandelt, diese in einer Art von Verbindlichkeit, so daß sie schon Ungeheuer sein müßten, um eine grausame That zu vollbringen. — Policei für sich hat daher weder Fürst noch Regierung nöthig; vielmehr ist sie beiden schädlich. Laßt reden und schwatzen, wen und was er will. Staatsbehörden sind über den Erreich des Einzelen hinaus. Ist aber etwas allgemeine Sage oder Meinung oder Stimmung, dann ist sie nicht durch das Geschwätz eines Einzelen ent-

standen, dann ist das Geschwätz Wahrheit, und eine kluge Regierung wird, nicht aus Nachgiebigkeit oder Schwäche, sondern aus Billigkeit den Grund des Geschwätzes, nicht aber die Schwätzer entfernen.

Unsere Policei ist da, um bei wenigem Guten, die Freuden des Lebens zu verbittern. Wo einige Menschen vergnügt sind, steht ein Policeidiener wie ein böser Geist dahinter. Schon seine Gegenwart ist jedem unheimlich, jedermann wird verstimmt, das fröhliche Gespräch wird matt, die Augen sehen sich bedenklich an, und wagen es allein noch zu reden. Aber beim bloßen Da Sein bleibt der Herr Policeidiener nicht; er ruft seine Schimpfwörter unter seine Heerde. Wozu das Stehen, das Zusammenrotten, das Lärmen! Nach Haus! Hier soll niemand stehen, niemand lachen, niemand singen, niemand hüpfen, niemand schauen! Es ist verboten! Es ist mir befohlen, euch auseinander zu treiben! Packt ihr euch nicht! Gleich sollen Soldaten kommen! Das End ist eine Schlägerei. Wer ist Schuld daran? Natürlich der fröhliche, ungehorsame Bürger, der sich einbildet, mehr als ein Kind zu sein, und selbst zu wissen, was sich geziemt. Mit Recht erregt jede erniedrigende Zumuthung Widersetzlichkeit. Eine Policei, die lauert, eine Policei, die sich in alles mischen will, die die Haushaltung und die Gedanken der Bürger regeln will, ist ein hundertköpfiges Ungeheuer, dem täglich unschuldige Seelen als Opfer fallen müssen.

Paßwesen.

Es gibt keine schrecklichere Plage für einen Reisenden, als das Paßunwesen, welches in der scheußlichen Gestalt, in der es jetzt unter uns umhertobt, eine Nachäffung der Franzosen ist, mithin von einer Regierung, deren Maxi-

men und Maßregeln despotisch sind. Wir haben keine, oder wenigst fast keine despotische Regierung, und wenn wir diese auch hätten, so sind doch keine französische Maßregeln nöthig. Das theutsche Volk ist anders und will auch anders behandelt sein. Es ist kränkend, bei jedem Schritt als ein Spion, oder Landstreicher, oder Aufwiegler, oder Dieb, oder Contrebandier angepackt, examinirt, brutalisirt, aufgehalten, ja in der Reise gestört zu werden, und dadurch oft seine ganze Absicht, seine besten Hoffnungen scheitern zu sehen, von der sündlichen Geldaufopferung nichts zu reden. Wie manche Stunde muß man in großen Städten verlaufen und verstehen, nur um des Passes los zu werden oder um ihn wieder zu erhalten. Oft muß man deßhalb eine Reisegesellschaft aufgeben, den Postwagen abfahren lassen, und nun mit schweren Kosten, unter Verwünschung des Landes, welches den, der ihm Geld bringt, so schikanirt, nachkeuchen. Wie viel liegt einem Reisenden auch oft daran, incognito durch eine Stadt zu kommen, worinn er vielleicht Menschen hat, die er besuchen sollte, aber nicht mag, und deßhalb mit ihnen in Feindschaft geräth, wenn sie gar seinen Namen als Durchreisenden gedruckt lesen; als wenn eine wichtige Neuigkeit der Hauptstadt wiederfahren wäre, daß der Krämer M. N. oder der Musicus O. P. im Ochsen oder Esel logiert hat. Durch dieses Profanieren der Reisen, die ja sehr oft Geheimnisse bleiben müssen, greift man das innerste Leben des Privatmanns, und mithin seine Freiheit an. Gewiß jeder, der viel gereist ist, und seine Reisen nicht aus Eitelkeit unternommen hat, wird mir in dieser Bitte beistimmen, daß Paßwesen und Zeitungsanzeigen dieser Art unterbleiben möchten.

Die Pässe erreichen auch ihren Zweck nicht. Jeder Spion, jeder Beutelschneider weiß sich doch einen Paß zu verschaffen. Nur der ehrliche Mann ist damit geplagt. Zuletzt ist das Paßwesen weiter nichts als eine Finanzoperation unter dem Schein der Sorge für der Bürger Wohl, zu welchen Arten von Widerspruch, von Vorgeben und Absicht sich der Staat nie herabwürdigen sollte. Braucht er Geld; so sage er es, und fordere Steuren. Nichts wirkt verderblicher auf die Gesinnung und den Patriotismus des Volks, als Vorspiegelung von oben. Wer will sich auf so plumpe Art betriegen, wer will sich als dumm behandeln lassen!

Alle Zwecke des jetzigen unseeligen Paßwesens lassen sich durch die einfachste Vorkehrung erreichen, ohne daß die Bürger dadurch geplagt wären. Jeder Bürger habe für sich und für seine Angehörige Karten von der Policei ausgestellt; darauf sei bemerkt, wer der Träger ist, wie er aussieht, wann er geboren ist, wo er wohnt. Weiter ist nichts nöthig. Was geht es seine Policei an, wohin er reisen will? Wie oft wird dadurch ein Geschäft vereitelt, daß die ganze Welt wissen muß, wohin jemand geht? Wie oft das wichtigste, dringendste Geheimniß aufgedeckt! Wer nun reißt, der stecke diese Karte zu sich. Man stelle aber nicht vor jedes Thor Leute, die ihm die Karte abfordern, man hetze ihm nicht in jedem Gasthof die Policeidiener auf den Hals; sondern man lasse jeden reisen, wohin er will, bis er sich verdächtig gemacht hat, oder verdächtig aussieht: dann frage man, wer er sei; und die Karte gibt hinlänglich Auskunft.

Mauth.

Es sei, daß Handelsgüter schon an der Gränze sich versteuren müssen. Durch Reisende, in einem Felleisen oder

durch die Post geht wahrlich so wenig ein, daß man diese hassungswürdige Durchwühlerei der Koffer und Felleisen wohl den treuen Unterthanen schenken könnte. Wir wissen wohl, daß man theure Sachen in einem Koffer mit führen kann. Man findet aber diese ja in dem Kaufladen, wo man sie versteuren kann, und wenn man sie nicht findet — wird denn darum der Staat zu Grund gehen! Aber! wird man sagen, werden die Postgüter nicht durchwühlt, so werden die Kaufleute alles mit der Post schicken; woran wir aber sehr zweifeln, weil die Postfracht leicht die Mauth bei weitem übersteigen kann, weil die meisten Waaren nicht in so kleine Päckchen vereinzelt werden könnten, als der Postwagen führt, und weil zu oder vor den Messen die Waaren zu gleicher Zeit geschafft werden müssen. Es wird freilich der Staat nicht jede Elle Spitzen erhaschen; aber beruht denn hierauf das Glück des Staats, oder auf der Freude der Bürger an der Regierung! Von Schlagbäumen, Zöllen, Weggeldern oder gar Geleit sollte man unter theutschen Himmel nichts wissen. Ich werde doch nicht bezahlen sollen, daß ihr in eurem Land mich nicht von Spitzbuben angreifen lasset!

Censur.

Ist so unnöthig als geheime Policei und Pässe. Eine gute Regierung, die weiß, daß das, was sie thut, das Richtige, wenn auch nicht immer das Milde ist, hat von keinen Buch etwas zu fürchten: eine andere, die ihrer Sache oder ihres Gewissens nicht sicher ist, wird sich durch Unterdrückung gewisser Schriften noch mehr schaden. Napoleons Verfahren hat es bewiesen. Er hat allen Gelehrten und der Gelehrsamkeit den Krieg angekündet, und es ist nicht ungereimt, wenn man sagt, die Gelehrten haben

entgegen ihm den Krieg nicht nur angekündet, sondern wirklich geführt, und ihn geschlagen. Von wem geht die herrliche, wunderthätige Stimmung und Kraft in Theutschland aus, als von den Gelehrten! Was ist auf Universitäten gegen Napoleon gewirkt worden! Wie wurden die jüngern Männer aufmerksam gemacht auf die hereinbrechende Barbarei, auf die Idee eines Vaterlandes, auf den Unwerth des Lebens, wenn man keinem Volk angehört, wenn man fremdem Muthwillen zum Spottspiel wird, wenn man selbst nicht mehr weiß, was Staatsbürger, Despot heißt! Jeder Lehrer war General gegen Napoleon, jeder hat eine Zahl Soldaten gezogen und gegen ihn ins Feld geschickt, und häufig auch selbst hineingeführt. Von wem ging der Eifer der Preußen aus, als vom Aufstand der Universitäten! Welch ein großes Beispiel für das arbeitende Volk, das sah, daß diejenigen, welche durch ihren Stand vom Soldatendienst frei sind, welche dazu nicht erzogen, welche zu Strapatzen zu schwach sind, in Masse die Wissenschaften, welche jetzt keinen Werth mehr hatten, nachdem die Freiheit verscheucht war, verließen, alle mit einem Willen sich sammelten und zu den Fahnen eilten, um sie dem ganzen Volk vorzuhalten. Wie mächtig hat auch dieses Beispiel auf Alt und Jung, Hoch und Nieder, auf beide Geschlechter gewirkt! Allerdings! eine große, heilige, wichtige Sache muß es sein, daß sich diese freien, gebildeten Leute zu den Beschwerlichkeiten des Kriegs, zum Tod drängen, die sie gemächlich zu Haus vermeiden könnten: so sagte sich der arbeitsame Mann in seiner Einfalt — und ergriff auch die Waffen. Nicht bloß die Gebildeten Preußens haben so Herrliches gethan; auch andere Universitäten Theutschlands haben dasselbe, ja wenn nicht die Zahl einen Unterschied machte, so könnte man sagen, viele

haben mehr gethan: denn sie waren in den Händen der Franzosen, nnter den Augen von 100 Spionen und Verräthern! Mit und unter den durchmarschierenden Franzosen schickte unsere Universität, wenn man schicken nennen kann, was aus kühnen Enthusiasmus sich von selbst bewegt, mitten unter den Franzosen wanderten unsere Studenten truppweis aus nach Dresden, um zu den Preußen zn gelangen, und für unsere Freiheit, unsere Wissenschaften, unsere Fürsten zu fechten. Wir sagen nicht zutiel, wenn wir die Zahl der Soldaten, welche Jenas Universität gestellt hat, auf eine Compagnie angeben, von denen nun die meisten schon Officiere sind. Ein Gleiches hat Halle gethan, viel Leipzig und selbst das unter westfälischer Ruthe stehende Göttingen.

Dieser Krieg hat Fürsten und Völkern gezeigt, was die Wissenschaften thun! daß sie nicht bloß bilden und beleben, sondern auch tödten, und nothwendig das tödten, was das Bilden und Leben hindert. Diese große Regel steht nun mit Schwertern und Blut geschrieben: „Je mehr ein Staat Gebildete zählt, jemehr er Studierte hat, also je gebildeter er ist, desto sicherer steht er, desto schneller erhebt er sich, wenn er gesunken." Für solche Wohlthat kann der Staat wohl die Preßfreiheit schenken.

Wie leicht kann ein Fürst sich den Gelehrten verbinden. Das Hauptmittel ist Schonung, Freiheit, Aufmunterung durch Achtung, Ehrenbezeugung, Auszeichnung — warum sind die goldenen Ketten abgekommen? Diese schickten sich für Gelehrte besser als Sterne, welche eigentlich nur den Kriegern gehören. — Welch große Vortheile gewährt dem Fürsten solche Liebe der Gelehrten. Er wird berühmt und verewigt, sei es mit Recht oder mit Schmeichelei, er wird seinem Volk gepriesen, und von die-

diesem in Zeit der Noth unterstützt; denn ein Fürst wird sich hoffentlich jetzt nicht mehr schämen, anzuerkennen, daß er lediglich durch die Liebe und den Schutz des Volks sich erhält, viel weniger wird er es für gefährlich halten, wenn das Volk dieses Gefühl in sich trägt. Solches Gefühl veredelt das Volk; es will des Vertrauens würdig werden, der Bewahrer seines höchsten Kleinods, seines Fürsten, seiner Einheit und Stärke zu sein. Ueberdieß kann ein Volk aus einzelen Stücken und Willen bestehend ein großes Gefühl weniger mißbrauchen, als ein Fürst, der es für seine Sicherheit hält, wenn das Volk nicht zum Sinn seiner Bestimmung kommt. Das Volk ist einmal da zum Schutz seines Fürsten; es wisse daher auch, was es ist — möge daraus folgen, was da wolle. Das Dasein muß man nicht verdrehen!

Vor Censurfreiheit aber bei persönlicher Verantwortlichkeit des Verfassers wolle der Himmel die Gelehrten bewahren. Die Verantwortlichkeit ist die schrecklichste Maßregel, welche der ausgelassensten Willkür Thür und Thor öffnet. Was ist dann erlaubt zu schreiben? was verboten? Alles was den Obern einfällt. Dann hängt jeder von den Ränken, von dem Haß, der Abneigung, selbst von der Eitelkeit und Systemsucht derer ab, welche Einfluß haben. Dann kommt es dahin, daß selbst medicinische, naturhistorische, ökonomische ꝛc. Ansichten verketzert und verfolgt werden. Lieber die ängstlichste, tyrannischste Censur als Censurfreiheit mit Verantwortlichkeit. Laßt schreiben, laßt studieren, wer will, was er will. Je mehr hierinn Thätigkeit, desto mehr Bildung, desto mehr Kraft. Auch der fruchtbarste Baum hat Auswüchse: wenn ihr alle abschneiden wolltet, so würdet ihr den Baum selbst

tödten. Es ist nicht möglich, in der Litteratur nur die Auswüchse zu entfernen, ohne auch die edelsten Producte zu vertilgen.

Erziehung.

Von der Erziehung hangt der Charakter und der Werth des Volks ab, wenn nicht Verfassung die Nationalität zerstört, wie es fast in Theutschland der Fall gewesen. Die Erziehung, insofern sie bloß die Naturgaben entwickelt, gehört ohne Zweifel den Eltern, und darein hat sich der Staat nicht zu mischen. Diese Erziehung gehört der Mutter so lang, als die Kinder hülfslos sind, also etwa bis ins sechste Jahr: dann übernimmt sie der Vater. Größere Kinder, vorzüglich Knaben müssen durch weibliche Erziehung für Gesundheit, für Gefühl, für Wissenschaft und für den Staat verdorben werden. Die physische Sorge der Weiber für ihre Kinder gränzt in tausend Fällen an Unverstand; sie wickeln das Söhnchen in hundert Lappen wie eine Puppe ein, sie wollen es immer hüten, und vor Unglück bewahren, wie eine Gluckhenne ihre Pipchen, ihr Gefühl ist immer weich, barmherzig, sind nichts als Gefühl, oder sind ärgerlich, neidisch, kleinlich; alles schadet dem Knaben, dem es besser ist, roh als weibisch verzärtelt zu sein: ihr Sinn für Liebe endlich — ich rede von guten, braven Weibern — ihr Hang, das Individuelle, welches sie umgibt, mit ganzer Seele zu ergreifen, und es als die ganze Welt zu achten und fest zu halten, vertilgt alle Idee von Staatspflicht; sie rechnen es dem Mann zum Verbrechen, wenn er den Staat als etwas Höheres, Wichtigeres betrachtet, als sie: denn, meinen sie, was sie dem Mann sind, müßte er ihnen sein. Dagegen wäre es ungerecht, wenn man behaupten wollte,

die Weiber wären keiner großen, allgemeinen Ansicht, keines großen Opfers fähig. Die einzige, herrliche Zeit von der Auferstehung der Theutschen hat uns einen eben so allgemeinen Eifer unter den Weibern bewiesen als unter den Männern; sie hat uns Beispiele gezeigt, die ans Romanhafte gränzen, und die, wären sie von Griechinen oder Römerinen gegeben, nach Jahrtausenden noch genannt würden, die nun aber weniger beachtet werden, weils ihrer zu viele sind, und zu viele Bücher von den Thaten dieser Zeit auf die Nachwelt kommen werden. Haben nicht Weiber ihre Hare abgeschnitten, ihre Trauringe abgezogen, um zur allgemeinen Bewaffnung das was sie konnten, beizutragen! gehen nicht gebildete, reiche Frauen, ja selbst Fürstinen in die Spitäler, und sorgen, daß die Kranken gut gewartet werden! sieht man noch eine weibliche Hand in Theutschland, die nicht für die Krieger strickte, nähte, Fahnen stickte! sind es nicht selbst edle Frauen oder Fürstinen, welche die weiblichen Arbeiten angeben, einsammeln, vertheilen! Haben nicht viele Frauen ihre Männer freiwillig in den Krieg geschickt! Daraus folgt, daß die Weiber auch die Interessen der Völker zu würdigen, und sie über ihr Privatinteresse zu setzen wissen; es geht aber diese Einsicht nur durch die des Mannes hindurch, man möchte sagen, sie werden davon begeistert, weil sie das zu thun wünschen, was der Mann für gut und nöthig hält. Das ist auch recht, und eben das Schöne, Achtungswerthe im weiblichen Charakter, der nicht unmittelbar, sondern nur durch den Mann zum Begriff eines Staats, der Volkswürde, der Fürstenehre gelangt. Daraus folgt aber nicht, daß das Weib den Knaben für den Staat erziehen könne. Das Weib weiß nur vom Staat, wenn es den Mann ängstlich um dessen Er-

haltung herumgehen sieht, wenn es überall das Seufzen und Jammern der Freiheitsuchenden Jugend hört. Zur Zeit des Friedens weiß das Weib nicht, daß es einen Staat gibt, und es soll es nicht wissen. Sein Leben ist für das Haus. Im Frieden denkt aber der Mann auf Krieg, auf Erhaltung seines Fürsten, seines Vaterlands, seiner Sprache, und nur der, welcher immer den Staat im Herzen trägt, ist fähig, Staatskinder zu erziehen. Muttersöhnchen sind keine Staatssöhne.

Die Erziehung des Vaters muß vorzüglich dahin gehen, den Sohn anzuhalten, das zu lernen und thun, was der Staat zu lernen und zu thun befiehlt, gehorsam zu sein den höheren Einrichtungen, Geschäfte zu übernehmen und auszuführen, auch wenn er sie für unnöthig hält, den Sohn hinauszutreiben unter seines gleichen, ihm nicht recht zu geben, wenn er seine Kameraden verklagt, ihn nicht von Gefahren abzuhalten, sondern daran zu führen und ihn nur zu warnen: denn es ist besser, daß jährlich einige ertrinken oder den Hals brechen, als daß niemand mehr ins Wasser watet oder aufs Eis geht. Der Vater wählt die Hauslehrer, die Nebenstudien, die in der Schule nicht gelehrt werden, Musik ꝛc. Sobald das Kind etwas lernen soll, was es nicht von der Natur lernt, wie Essen, Gehen ꝛc., sondern etwas Künstliches, wie Lesen, Fechten; sobald lernt es nicht mehr von den Eltern, sondern vom Staat — es tritt die Staatserziehung ein.

Dazu hat der Staat Schulen. Der Staat muß alle Eltern, weß Standes sie sein mögen, zwingen, ihre Kinder in die Staatsschule zu schicken; damit einerlei Bildung, einerlei Ansichten in seine Bürger kommen. Er muß daher nicht dulden, daß Kinder lediglich in Winkelschulen oder von Hauslehrern unterrichtet werden, auch

wenn dieser Unterricht viel besser als der seinige wäre, was in manchen Stücken nothwendig der Fall sein muß: denn die Kinder sollen nicht darum in die Staatsschule gehen, weil sie darinn besser unterrichtet werden, sondern weil sie darinn gleichförmig, wenn auch ganz schlecht unterrichtet werden, weil sie darinn Sinn und Begriff von einem Vaterland, von einem Ganzen, von der Gleichheit aller Landsleute bekommen, und vor Eigendünkel, Alleinklugheit bewahrt werden, von der oft solche besessen sind, welche lediglich in Privatinstituten erzogen worden, und darum mit hoffärtigem und verächtlichem Blick auf die Staatsschulen herabsehen, wodurch Sinn und Liebe für ein Vaterland fremd bleiben. Es kommt von der unverständigen Ansicht der Dinge, davon, daß man wähnt, alles was der Staat macht, soll vollkommen sein, da doch die Staatseinrichtungen nur darauf gehen müssen, daß Gleichförmigkeit, daß Anerkennung seiner, daß Dankbarkeit für seine Bemühungen entstehe. Auf die Klagen, daß gesittete Kinder in der Staatsschule durch andere roh würden, muß man nicht hören. Die Rohen werden auch durch die Gesitteten zahm; und es ist besser, rohe Menschen, als solche im Staat zu haben, die in keinem Verhältniß zu Staat stehen, also soviel als gar nicht darinn sind.

Ebendarum weil die Staatserziehung nicht so gründlich sein kann, als die private oder in Instituten, muß der Staat nicht die Winkelschulen zerstören, nicht Privaterziehung verbieten; wie denn überhaupt der Staat nichts zu verbieten, sondern nur Einrichtungen zu treffen hat, daß die Bemühungen der Bürger mit seinen Absichten übereinstimmen. Denn wollte der Staat keinen andern Unterricht als den seinigen gelten lassen, so würde ein despoti-

scher Napoleon bald nichts lehren lassen, als was den Menschen zur Maschine, zum Sklaven macht; bald würde er alle Disciplinen, welche das Selbstdenken wecken, verbieten, oder stillschweigend unbesetzt lassen, wie es in Frankreich der Philosophie ergangen. Auch ist es ja nöthig, daß sich immer neue wissentschaftliche Zweige und Lehrstühle bilden. Dieses muß nothwendig von einzelen großen Geistern ausgehen, und kann nicht von Staatsmännern eingerichtet oder befohlen werden, da ja nur der den Gedanken dazu haben kann, der die Sache hat. Der Staat lasse daher zu Haus unterrichten, wer will, aber er gestatte nicht, daß darum die Kinder aus seiner Schule bleiben. Was Institute betrifft, welche von Staatsschulen entfernt sind, so müssen diese Institute — nicht zu Staatsinstituten gemacht werden; denn wer hat ein Recht, einem andern sein Unternehmen wegzunehmen? — sondern es muß damit eine Staatsschule verbunden werden, d. h. es muß im Institut alles das gelehrt werden, was der Staat von seinen Schulen fordert, ohne daß aber das andere, was das Institut für sich ins besondere lehren will, verboten wäre.

Nach welcher Methode man unterrichtet, ob nach Pestalozzi, Olivier, Salzmann &c. gilt völlig gleich. Methoden sind nur Formen — wenn nur die Sachen, die der Staat verlangt, gelehrt werden.

Der Hauptcharakter unserer Erziehung muß die Politik sein. Man kann sie politische Erziehung nennen, statt der bisherigen moralischen, welche alle große Idee vertilgt, und die Männer zu Memmeu oder mitleidigen Maschinen macht. Es gibt nichts Elenderes als der Theutschen Moral, die das Gute thun soll, um des Guten willen, ohne eben durch diese Defini-

tion zu wissen, was das Gute ist. Denn entweder ist das Gute gut auf einen gewissen Zweck, und dann muß man das Gute nicht um seiner selbst willen, sondern um des Zwecks willen thun; oder es gibt etwas Gutes an sich, was unsere Moral gemäß jener Definition nothwendig behaupten muß. Was aber das Gute an sich außer Gott ist, weiß ich nicht, und es kommt mir vor, als wenn jene Definitoren es auch nicht wüßten. — Die durch den Zweck gut werdenden Handlungen aber sind politische, und so ist die politische Erziehung auch eine moralische, nur mit veränderter Ansicht, indem die Moral den Menschen nur auf sich oder gegen Menschen, die Politik aber den Staatsmenschen gegen sich und gegen den Staatsmenschen hält. Gewiß ein edleres Verhältniß: denn ein Staatsmensch ist doch wohl edler als ein Mensch.

Alles was die Jugend daher gelehrt wird, muß mit Hinweisung auf den Staat gelehrt werden, so wie die Geistlichen alles mit Hinweisung auf Gott, die Moralisten mit Hinweisung auf die Menschheit, die Juristen mit Hinweisung auf Recht, die Aerzte mit Hinweisung auf Gesundheit lehren.

Der Staat muß aber verlangen Geschichte, allgemeine wie vaterländische, diese aber bis in die kleinsten Stücke, Leibesübungen, vorzüglich Springen, Schwimmen, Steigen, Klettern, Rad- und Burzelbaumschlagen, in geschlossenen Reihen gehen, sich zerstreuen und wieder leicht finden, Ringen, Werfen, Fechten, Schießen, dann Sprachen, etwas über Staateneinrichtung, über das Verhältniß des Volks zum Fürsten, Mathematik, besonders Feldmeßkunst und angewandte, Zeichnen, Geographie, Naturgeschichte, Geologie, Boden- besonders Gebirgs-

und Flußkenntniß; kurz die erste Erziehung muß die Erziehung des **Kriegers** sein. Zuerst sei der Mensch Nährmann; das lerne er von den Eltern; dann sei er Wehrmann; das lerne er vom Staat; dann sei er Lehrmann; das lerne er von den Universitäten, eigentlich von der Religion. Wie ungestümm man auch dagegen getobt hat, daß die Wissenschaften in den Händen der Geistlichen waren, so hat man doch alle Idee der Gelehrsamkeit verkannt, indem man sie von der Geistlichkeit absonderte. Alle Gelehrsamkeit kann freilich nicht in der Geistlichen Händen sein, weil die Aerzte, Juristen, Landwirthe, Kriegsbeamte auch Gelehrte sind, ohne Geistliche sein zu können: aber soviel ist gewiß, daß der gelehrte Stand nicht vom geistlichen zu trennen ist, daß die Geistlichen ein Glied des großen Gelehrten Standes ausmachen, und gemeinschaftlich mit andern Gelehrten ein besonderes **Korps** sein müssen, wie das des Wehr- und Nährstandes. Alle drei Stände sind in der Regierung vereiniget; und diese ist nothwendig zusammengesetzt aus Landwirthen, Soldaten und Gelehrten, welche drei Abtheilungen oder Collegien wieder im Fürsten ihren Vereinigungspunct haben.

Das landwirthschaftliche Collegium besorgt die innere Aufnahme des Landes, des Ackerbaus, der Gewerbe, des Handels, der Steuren, daher dieses Collegium wieder aus Landbebauern, Handwerkern, Kaufleuten bestehen muß. Das Kriegscollegium besorgt innere und äußere Ruh und Ordnung, hat mithin die Policei, Straßen- Fluß- Schanzen- und Festungsbau, Truppeneinrufung, Waffenübung, ferner Politik, beschließt Krieg und Frieden, besorgt Magazine, Waffen ꝛc., und besteht mithin aus Diplomatikern, Feldherren, Ingenieren, Staatswirthen, Policeibeamten. Das Gelehrtencollegium beschäf-

tiget sich mit Gesetzgebung und Aufhebung, mit Einrichtung der Schulen und Universitäten, mit der freien Ausübung, nicht Vorschreibung der Religion, mit Beförderung der Künste, mit der Gesundheitspflege: muß daher bestehen aus Künstlern, Geistlichen, Aerzten, Juristen, Pädagogen, Naturforschern.

Universitäten.

Universitäten errichte der Staat soviel, als er nur im Stand ist. Man ist jetzt nur darauf bedacht, Universitäten einzuziehen, weil die Staaten nur Finanzeinrichtungen, nur Geldmaschinen zu sein scheinen. Ein schlimmes Zeichen für unsere Cultur, wenn jetzt weniger Universitäten nöthig sind, als vor Jahrhunderten, wenn jetzt weniger studieren als damals, in Zeiten, über die wir uns so hoch erheben, die wir hochmüthig nicht finster, unwissend, roh genug schildern können, in Zeiten, in denen niemand lesen und schreiben konnte, in denen alle Wissenschaften darnieder lagen — und dennoch waren in diesen Zeiten viel mehr Universitäten als jetzt, dennoch war auf jeder Universität die Zahl der Studierenden in die Tausende. Gewiß! es geht mit uns vorwärts! Noch wenige Jahre das Finanzregiment, noch wenige Jahre die Geistessperre, noch wenige Jahre das Verbot zum Studieren, also das Verbot zur Verbreitung der Bildung in alle Stände, und wir sind wieder die Barbaren, die wir vor dem Mittelalter gewesen. Es ist unbegreiflich, daß die Regierungen dieses nicht einsehen, daß sie es nicht einsehen, während sie höchlich jammern über den Mangel an brauchbaren Männern. Man kann sich aber des Lachens oder des Jammerns über solch Jammern nicht enthalten, wenn man sieht, daß es ja grad die Regierungen sind, welche der ge-

lehrten Bildung die Gurgel abschneiden. Da kommt ein Gesetz, ihr sollt nicht dort, sondern da studieren; dort erscheint gar eines, es soll nur der Sohn studieren, dessen Vater auch studiert hat, als wenn Studierte nicht Esel auf die Welt bringen könnten, und leider meist oder wenigst Taugenichtse bringen; hier heißt es, du sollst keine Erlaubniß haben, die Rechte zu studieren, lerne etwas anders, dort müssen die Studenten mitten aus ihren Studien weg zur Conscription und sind nun Geisteshalblinge, hier sind sie nur durch drei Jahre von der Conscription frei, wodurch den jungen Burschen also von Staatswegen gesagt wird, es ist um aus euch tüchtige Leute zu machen, nicht mehr nöthig, als dreijähriges Studium, was durchaus unmöglich ist; dort nimmt man auf Universitäten Handwerksbursche, oder Jünglinge, warm von Hauslehrer weg, oder Jüngelchen von 14—15 Jahren zu Facultätswissenschaften an, unbekümmert, ob sie vorher auf einem Gymnasium gewesen sind, ob sie die Vorkenntnisse erlangt haben, hier macht man sogar Leute auf ein bloßes Examen hin, bisweilen gar nur auf Einreichung eines Specimens und Einsendung einiger Karolin zu Doctoren. Wenn freilich an den Universitäten solche Ungeheuer nagen, dann wäre es besser, man würfe sie vollends übern Haufen, und machte aus ihnen napoleonische Specialschulen, wo jeder nur sein sein Juristenhandwerk, oder Mediciner- oder Theologenhandwerk erlernte, und in allem andern unwissend sich allein klug dächte, und alle andere Wissenschaften verachtete, und wenn der Theolog auf die Kanzel kommt, Mediciner und Juristen verketzerte, und wenn der Mediciner in Gesellschaft kommt, die Religionslehrer bespöttelte, und wenn der Jurist Minister wird, nur das Jus auf Universitäten setzte, und die andern Wis-

senschaften nur als Gefolg nebenher hinken ließe, und wenn der Minister Curator würde, er fein in seiner Weisheit dictierte, was gelehrt, wie gelehrt, was nicht gelehrt und wie nicht gelehrt werden sollte, wie nicht die ersten Köpfe des Volkes, gleichgültig, was und wie sie lehren, sondern bloß diejenigen Männer gerufen werden sollten, die zu seinem System paßten, ob mit oder ohne Kenntnisse. Dann könnte man den glücklichen Staat sehen, in dem alles, auch Wissenschaften und Religion über einen Leisten, nehmlich über den besondern Kopf eines Menschen, der nothwendig kein universaler sein kann, geschlagen wären. Beneidenswerther Staat! in dem alles wie ein Uhrwerk in einander greift, in dem eine Maschine lebenslänglich ja, die andere lebenslänglich nein sagt, wie eingerichtet. Vor allem müßte niemanden die Doctorwürde gegeben werden dürfen, als solchen welche die Schulstudien laut eingereichtem, vom Gymnasiumsdirector unterzeichnetem Zeugniß wirklich absolviert, daß heißt, an Ort und Stelle mehre Jahre den Unterricht besucht, und sich nicht bloß durch ein Examen, wäre es auch noch so vortrefflich ausgefallen, ein Fähigkeitszeugniß erschlichen haben, und welche doch wenigst drei Jahre auf einer Universität, und ein Jahr auf der, wo sie graduieren wollen, Vorlesungen besucht haben. Ohne dieses sind Einschleichung, Bestechung nicht zu vermeiden, und der Doctortitel wird nach wenigen Jahren ebenso verächtlich sein, als jetzt der Magistertitel.

Es seien soviel Universitäten, als der Staat zu fundieren im Stand ist; dann studiere aber auch wer wolle, damit die Universitäten zahlreich besetzt seien. Sind viele Studenten da, so sammeln sich auch viele Lehrer und umgekehrt. Dann lasse man aber auch schreiben, was man

wolle. Ist viel litterarischer Verkehr, so ist viel Eifer, viel Theilnahme, viel Streit, viel Gewinn; die Bildung macht durch die Opposition Riesenschritte. Seht England an. Wenn ein Land bestehen kann bei der freien Aeußerung aller Meinungen, warum denn nicht andere Länder? Ja! man darf sagen, andere Länder bestehen eben darum nicht, weil diese Freiheit der Aeußerung fehlt, weil Lust und Muth zur Bildung genommen ist. Je eingeschränkter ein Volk, desto mehr Unruhen. Seht die Türkei an. Die Stütze, der Schild der Regierungen ist die Freiheit des Volks.

Durch viele Universitäten haben viele Gelehrte Nahrung, es gibt daher viele: durch viele Universitäten bekommen viele Lust zum Studieren, weil die Universität jedem nah ist, weil das Studieren in der Nähe einer Universitätsstadt Mode ist, und daher überall Mode ist, während in Ländern, wo Universitäten fern sind, niemand weiß, daß man dergleichen, wie Studieren, thun sollte. Der Fürst bekommt so ein Volk, das ihn versteht, daß einsieht, wenn er ruft, und aus freiem Willen gehorcht. Und nun wie viel ist freier, einsichtsvoller Gehorsam mehr werth, als viehmäßiger!

Eine Universität habe also nicht diese oder jene Einrichtung, sondern sie sei der Ort, wo lehren kann, wer nur immer will — wenn er sich nehmlich als Gelehrter legitimiert hat, denn die Zünfte wollen wir erhalten wissen — wo gelehrt werden kann, was nur immer einer will. Damit aber dieses nicht dem Zufall überlassen bleibe, so muß der Staat eine gewisse Zahl von Gelehrten anstellen, die zu lehren verpflichtet sind.

Außer dem Verhältniß des Gelehrten zur Universität, hat er noch eines zum Publicum, welches aber von der

Art ist, daß wir es lieber ein Nichtverhältniß nennen möchten: denn dem Publicum gegenüber redet und schreibt der Gelehrte völlig frei, gleichsam für sich, und nach innerem Trieb, als wenn niemand wär, der hörte, wie der Vogel sein Lied trillert, oder der Sänger das seine anstimmt. Singt und redet er nach seinen Gesetzen, d. h. nach seinem Wissen und Gewissen, so hat er allen Pflichten gegen sich und das Publicum genug gethan. Denn das Publicum ist nicht des Gelehrten Richter, sondern dessen Zuhörer, Zögling. Daraus folgt aber nicht, daß nicht jeder, wer er sei, das Recht habe, Bücher zu recensieren, wie er will; nur muß die Recension nicht, wie es jetzt bei unsern Recensierinstituten geschieht, nur einem Recensenten übertragen werden, wodurch der Partei- und Systemwuth, dem Privathaß, dem gemeinen Charakter, der Bestechlichkeit Thür und Thor geöffnet wird. Es recensiere wer will, es werden von jedem Buch 3—4 Recensionen abgedruckt von Freund und Feind und Unparteiischen, von Petulanten und Besonnenen; denn auch den schlechten Ton in der Litteratur, die Schreier und Beller muß man wie das Gute kennen lernen. Dadurch allein wird es besser. Ich werde einst eine Litteraturzeitung von meinen Fächern in diesem Geist herausgeben, und dadurch Geist und Gerechtigkeit in unsere Litteratur bringen, die jetzt völlig daraus verschwunden ist; ja an deren Stelle nur Parteiwuth, Intoleranz und Alleinklugheit tobt.

Akademieen.

Sind, so wie sie sind, für nichts. Der Staat hebe sie auf, und gebe Gelehrten, von denen für die Wissenschaften etwas zu hoffen ist, Besoldungen, mit denen sie anfangen können, was sie wollen. Was ein Gelehrter in

einer Akademie thun kann, das kann er auch für sich thun. Hier ist aber der Ort, wo Specialanstalten nützen können. Jedes Fach habe seine eigene Akademie, jede ihren eigenen Director. Dieser muß aber die gemeinschaftlichen Arbeiten angeben, jedem Mitglied seinen Theil anweisen. Dergleichen Fächer welche gesellig bearbeitet werden können, sind vor allen die Naturwissenschaften, und zwar in drei Abtheilungen, Naturgeschichte, Mineralogie, Botanik, Zoologie, wozu Anatomie, Bergwesen; Naturlehre, Physik, Chemie, Astronomie, Meteorologie, Mechanik; Landwirthschaft. Dann lassen gesellige Bearbeitung zu: Sprachkunde, Geschichte, Alterthumskunde, und Kunst. Die Philosophie läßt sich nicht gesellig behandeln, weil ihre Gegenstände nicht fertig vorliegen: Logik, Metaphysik, Moral, Naturrecht findet man nirgends wie Naturalien, oder Kunstwerke, oder Wörter in Kabinetten aufgesammelt. Philosophische Köpfe muß daher der Staat einzel unterstützen.

Volksspiele.

Bis jetzt haben wir die einzelen Anstalten zur Volksbildung betrachtet. In jedem Staat finden sich deren; aber nirgends eine Anstalt, in der geprüft würde, was das Volk gelernt hat, was alle diese Anstalten genützt haben. Das Volksexamen sind die Volksspiele. Statt diesen Vorschub zu thun, statt sie zu stiften, hat man sich aber in den neuen Staaten alle mögliche Mühe gegeben, die Gemeindspiele, welche sich aus der alten, einsichtsvollen Zeit noch erhalten hatten, zu zerstören. Und warum? Die Bürger arbeiten einen Tag weniger, verzehren Geld, und es gibt dabei oft Schlägereien. Wie erbärmlich. Dieses also sind Gründe, die Volksfreude,

die Volksvereinigung, die Idee von Angehörung an ein großes Ganzes zu zerstören, und aus fröhlichen, vom Staat zu allem zu brauchenden Menschen, dumme, schläferige, egoistische Bestien zu machen. Wenn der Staat mit dem Egoismus vorangeht, werden die Unterthanen nicht folgen?

Uebrigens wird bei den Volksfesten das Geld nicht mit aufgegessen, nicht aufgegeigt und getanzt. Es geht nur aus einer Hand in die andere, wird beweglich, lebendig, und mithin dem Staat sogar zum Vortheil, wenn er einmal von Volksspielen keinen andern Vortheil einsehen will, als den des Gelds. In wessen Händen das Geld sei, kann ja dem Staat ganz gleichgültig sein. Wenn einer ein Bettler werden will, wird ein anderer Bettler reich; alles gleicht sich aus.

Da jetzt schon die Idee von Volksspielen verschwunden ist, so ist es nicht genug, daß man bekannt macht; es ist euch erlaubt, jährlich 1—2—4 mal Gemeindspiele zu halten; sondern man muß die Spiele einrichten, vorschreiben, und die Zeit bestimmen, jedoch so, daß sie nie in Nachbarorten zugleich seien, weil sie sonst nicht wechselseitig besucht werden können. Denn das soll ja eben dadurch erreicht werden, daß auch entfernte Bürger sich kennen lernen, und sich unter Freuden kennen lernen. In katholischen Ländern sind die Patronstage hiezu vortrefflich geeignet; in protestantischen Kirchweihen, Festtage, auch ist ja das Andenken an die ehemaligen Patronstage noch nicht verschwunden.

Die Spiele müssen sein 1. Gemeindspiele, 2. Amtsspiele, 3. Kreisspiele, 4. Vaterlandsspiele oder Gesammtvolksspiele. Die Gemeindspiele seien an Patronsfesten, die Amtsspiele an Kirchweihen oder hohen Festtagen, die

Kreisspiele an Krönungstagen, die Vaterlandsspiele an Schlachttagen.

Die Gemeindspiele mögen bestehen in Tanzen, Kegeln, Wettlaufen, Eierlaufen, Ballschlagen, Ringelstechen, Fechten, Ringen, Klettern und allen gymnastischen Uebungen. Die Amtsspiele in Freischießen, Pferdrennen, Wägenfahren, Waffenübungen, in kleinen Gefechten, Erstürmen der Schanze, Schwingen auf Pferden, Schauspielen.

Die Kreisspiele vereinigen alle diese Spiele; es seien aber dabei Waffenübungen im Großen mit mehren tausend Mann und im Feuer, Ausstellung der besten Erzeugnisse des Kreises an Getreid, Obst, Vieh, Getränk, Zunftarbeiten, Kunstarbeiten, gelehrten Arbeiten, Illumination, Kunstfeuer, Musiken, Seiltänzer, Springer, Taschenspieler, Jahrmarkt, kurz es treibe jeder, was er will. Es werden zum Gottesdienst die ersten Geistlichen, die ersten Prediger des Kreises gewählt, Redner sprechen zum Volk über passende Gegenstände; es wird dem Fürsten Huldigung gebracht.

Die Landes- oder Volksspiele seien nur zweimal im Jahr; einmal am Jahrstag der leipziger Befreiungsschlacht, das anderemal an Ostern als Andenken an die Hermannsschlacht. Diese Spiele seien in der Mitte von Theutschland auf dem höchsten Berg, dem Fichtelberg, worauf Anlagen zu machen sind, die ich später berühren werde. Jeder Mann sei verpflichtet, in seinem Leben einmal dahin zu wallfahrten. Da werden alle Spiele gespielt, da wird alles in Bewegung gesetzt, was in Theutschland beweglich ist. Der Dank und das Opfer jedoch, die Gott darzubringen sind, und die Huldigung, die dem Kaiser geziemt, seien die Hauptsache. Auch seien die Kaiserkrönungen bei solchem Fest.

Geselliges Leben.

Hauptgründe unserer leichten Unterjochbarkeit sind nicht die Zersplitterung in viele Fürstenthümer — sondern die geringe Macht unserer Kaiser und die Art unsers geselligen Lebens. Das erste ist schon hinlänglich besprochen, das zweite verdiente eine genauere Untersuchung, als es hier möglich ist. In Frankreich, Italien leben die Menschen mehr auf dem Markt, auf den Gassen als in den Häusern, die Männer sind, wenn Gesellschaft ist, unter sich, und es wird nicht leicht ein Tag vergehen, wo die Männer sich nicht an öffentlichen Orten sehen, und über Männliches sprechen. So sondert sich die Männerwelt von der Weiberwelt ab, jede bildet sich für sich aus, für ihre Angelegenheiten, und sie kommen nur zusammen für das, wofür Weiber und Männer zusammen gehören, für die Liebe, Sorge für die Kinder und das Hauswesen. Was weiter geht, erfährt keine französische oder italiänische Frau: wofür sie freilich auch nicht wenig unwissend ist. Dagegen in Theutschland geben die Weiber den Gesellschaftston an; denn sie sind es, bei denen die Gesellschaften gegeben werden, zu ihnen muß der Mann, wenn er Menschen sehen will, oder er muß wie ein wildes Thier verkommen. Halten die Weiber die Gesellschaften, so ist es natürlich und zierlich, daß sich alles um die Weiber dreht, daß das Gespräch den Weibern angemessen sei. Wenn es nun nicht Gewäsch wird — wir reden von den besten Gesellschaften — so geht das Gespräch auf Tagsneuigkeiten, gut, auf Moden, auch gut, auf Gedichte und Dichter, auch gut, auf Kunst, sehr gut — kurz alles was in unsern Gesellschaften abgethan wird, ist gut, vortrefflich. Darinn lernen die Frauen, darinn lernen die jungen Männer; daher sind unsere Frauen ohne Widerrede viel unter-

richteter, viel unterhaltender, viel schätzbarer als eine Französin oder Italiänerin. Aber, aber! Bei allen diesen Vortrefflichkeiten unserer Gesellschaft werden unsere Männer allmählich Weibermänner; Artigkeiten, Höflichkeiten, oberflächliche Berührungen der Künste, Gedichte, selbst der Tagesneuigkeiten, Zugeben von Unwahrheiten, weil das Gegentheil unartig wäre, Spuren von Empfindelei, Dienstbarkeit, erlogene Schmeicheleien, Gewohnheit an leere Versprechungen, Setzen von Wichtigkeit in läppische Ernsthaftigkeiten benehmen dem Mann alle Gedanken an das große Staatswerk außer ihm; alle Glückseeligkeit, alles Wohlbehagen, alles Lobwürdige wird nur gesetzt in den weiblichen Umgang, der Jüngling hört nichts als predigen, wenn du willst Sitte, Lebensart, feine Bildung bekommen, so suche Frauengesellschaft. Gewiß, dieses bekommt er auch, aber sagt mir doch, was bekommt er nicht? Er bekommt nicht männliche Stärke, nicht männliche Gesundheit, nicht männlichen Sinn, nicht männlichen Vorsatz, nicht männliche Festigkeit, kurz er wird ein Mann für Weiber aber nicht für den Staat. Unser geselliger Zustand macht uns zu Sklaven.

Wie ist dem abzuhelfen? Es ist schwer, den Weibern das Regiment zu nehmen, das sie einmal an sich gerissen haben, und worinn sie die jetzigen Männer vertheidigen werden, da sie einmal solche Männer sind. Es ist sogar so weit gekommen, daß der Ehre und guten Ruf aufs Spiel setzt, der es wagt, unsere Gesellschaften zu tadeln. Welch einen Charakter, schreit man, muß der Mensch haben, der nicht gern in Gesellschaft gebildeter Frauen ist! Allerdings! Wenn man den Obersatz so setzt, muß man Recht bekommen. Es ist nicht davon die Rede, daß wir Männer ein Franzosen- oder Italiänerleben anfangen, und unsere Weiber

wieder in den Zustand der Unwissenheit zurückstoßen sollen; sondern nur davon ist die Rede, daß die Weiber alle Gesellschaft an sich gerissen haben, daß die Männer gar keinen Gesellschaftsort haben, gar nicht für sich und unter sich ohne Weiber leben können.

Das Frühstück muß bei uns der Mann mit der Frau einnehmen, den Kaffe nach Tisch muß der Mann mit der Frau, den Thee muß der Mann abends mit einem halben Dutzend Weiber trinken, beim Abendessen muß der Mann die Kinder hüten, nach dem Abendessen muß der Mann die Kinder zu Bett schaffen. So geht es Montags, Dienstags, Mittwochs, Donnerstags, Freitags, Sonnabends: Sonntag muß der Mann mit der Frau und einem halben Dutzend Weiber spatzieren gehen oder fahren, ihnen irgendwo den Kaffe trinken helfen, und sie der Artigkeit gemäß wieder sicher nach Haus bringen. Dann fängt der Thee und das Abendessen wieder an wie am Montag, Dienstag ꝛc. Gewiß! Auf solche Art müssen Helden und Vaterlandsfreunde erwachsen! So ist es, sagen wir, in Theutschland. In einigen großen Städten, in wenigen ist es auch so, aber da ist es den Männern noch gestattet, besondere Kränzchen — welch niedliches Wort! unter sich zu halten, wo dann mehr an den Staat gedacht wird, als ihm lieb ist.

Diesem Uebel sollte abgeholfen werden. Wie? Es wird wohl eben so unheilbar sein als das andere. Das Beste, was ich wüßte, wäre daß man die alten Rathskeller, welche unsere Vorfahren aus politischem Sinn gegründet haben, wieder zu Ehren brächte, und es den Bürgern möglich machte, den Abend daselbst ohne bedeutende Kosten zuzubringen. Da müßten sie aber nicht jeden Abend durch Anschlag eines neuen Decrets von Verboten und Erlaubnissen oder Steuern weggeschreckt oder mißmuthig gemacht

werden; wodurch dann freilich solche Zusammenkünfte eher den Haß als die Liebe zum Vaterland in sich ausbrüten würden, und man sie bald wieder zu verbieten hätte: daß dieser Fall schon muß dagewesen sein, scheint die Vernachlässigung solcher Bürgerversammlungen zu beweisen. Der Bürger müßte daselbst Zeitungen finden, in denen ihm nicht Verbote, sondern nur wohlthuende Staatseinrichtungen, Regierungssorgen, edle Fürstenhandlungen, edle und schlechte Handlungen seiner Mitbürger bekannt gemacht würden. Die Regierung wird aber nicht den Zeitungsschreiber selbst machen wie Napoleon; sonst möchte die Zeitung bald den Credit verlieren, und gegen ihren Zweck unangenehme und unedle Neuigkeiten hervorbringen.

In Handelsstädten ist die Börse etwas dieser Art. So lang wir aber kein Forum, wie die Alten haben, so lang die Staatsgeschäfte, deren Natur Oeffentlichkeit erlaubt, verheimlicht werden, so lang wir keine Volksredner haben, so lang es bedenklich ist, alles zu sagen, was man will; so lang wird bei uns die Vaterlandsliebe nicht erwachen, so lang werden wir das Spiel von Fremden und unserer weibischen Erziehung bleiben.

An eine Veränderung des geselligen Verhältnisses der Weiber zu den Männern ist nicht zu denken, wenn auch gleich beide Geschlechter dabei gewinnen sollten. Um nicht einen Mohren zu waschen, lassen wir es gehen.

Truppenaufgebot.

Alle theutsche Aufrufe an das Volk und die Fürsten, von der aus Kalisch von Alexander dem Befreier und Fr. Wilhelm dem Helfer an, welche, wenn wir uns recht besinnen, nicht einmal in die Zeitungen des ehmaligen Rheinbundes aufgenommen worden, bis auf die letz-

ten waren Meisterstücke; ernst, männlich, wahr, tief gefühlt, ins Herz und in die Vernunft dringend, erhielten sie allgemeinen Beifall, rührten Männer zu Thränen, begeisterten die Jugend — aber sie haben nichts geholfen. Da ich hinter der französischen Armee wohnte, wohin dennoch alle Aufrufe drangen, so kann ich von den Gründen ihrer Unwirksamkeit urtheilen. Sie verlangten Abwerfung des Jochs, Ergreifung der Waffen. Jedermann hat auch gebrannt vor Begierde, es thun zu können, aber der Stein, den die tapfern, großmüthigen Russen von den Preußen abgewälzt hatten, lag noch schwer auf uns. Niemand konnte die Waffen ergreifen, ohne augenblicklich niedergeschossen zu werden. Alles was geschehen konnte, war, daß sich einzele, aber auch nur einzele durch die Franzosen durchschlichen, um zu den Preußen zu kommen. So wie es ihrer viel waren, erregten sie Verdacht, wurden angehalten, und endlich mußten gar die Pässe verweigert werden. Daher war die allgemeine Stimme: schickten doch die Preußen nur einige Reiter, oder die Russen nur einige Kosaken, so würde alles aufstehen. Diese kamen endlich auch, aber sie überließen es dem guten Willen derer, welche die Waffen ergreifen wollten. Das konnte nicht wirken, es war nicht die rechte Maßregel, man wollte scheinbar gezwungen sein, um sich vor den Franzosen, die ja jeden Tag kommen, und an uns Rache nehmen konnten, entschuldigen zu können. Das war die allgemeine Stimme: zwingt uns! Nehmlich macht nur einen Anschlag folgenden Innhalts: „Jetzt ist die Zeit da, das Joch abzuwerfen. Mehr brauchen wir euch nicht zu sagen. Es haben sich daher alle Männer von 16—60 Jahr heut um Ein Uhr auf dem Mark zu stellen, um ab- und eingetheilt zu werden. Wer nicht kommt, wird der Rache sei-

ner Mitbürger übergeben, wer sich widersetzt, wird billig erschossen.“ Es wäre keiner weggeblieben. Dann wäre ein Officier vor sie geritten, und hätte gerufen: Ledige vor! Diese hätte er abgesondert, auf einen eigenen Platz geführt, aus ihnen wieder die Angestellten, Studierten, Künstler, Handwerker abgesondert, sie in Compagnieen abgetheilt, ihnen die Officiere theils gegeben, theils sie wählen lassen, und sie dann nach Haus geschickt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Den andern Tag hätten sie rückwärts marschieren müssen. So hätte man es von Dorf zu Dorf machen müssen. Die Verheiratheten hätte man auch gleich auf der Stelle in Compagnieen abgetheilt, ihnen Anführer gegeben und sie dann nach Haus geschickt auf die Zukunft. Auf diese Art hätten einige tausend Mann bis an den Rhein streifen können, würden überall gute Aufnahme gefunden haben, die Rheinbündtler hätten sich sammt und sonders zur theutschen Sache geschlagen, und eh neue Franzosen über den Rhein waren, hätte man einige hunderttausend Mann auf den Beinen gehabt. Freilich durfte man sie nicht am Rhein stehen lassen, man hätte sie bis nach Preußen zurückführen und da bewaffnen und üben müssen. Wäre dann auch eine Schlacht bei Groß-Görschen verloren worden, so war nichts verloren; wenige Wochen nachher konnten die Hunderttausende in die Linie treten. Russen und Preußen haben nicht gewußt, was der Scheinzwang hilft.

Ganz dasselbe Verhältniß findet jetzt bei den Schweizern statt. Man darf gewiß nicht darauf rechnen, daß sie Truppen ins Feld stellen. Fordert man sie aber, so werden sie nichts entgegen haben, wenn sie auch eben keiner theutschen Begeisterung fähig sind. Kommen Franzosen in die Schweiz, so zwingen sie sie sicher, mitzugehen.

Man muß es daher auch thun. Den Völkern muß man nie etwas selbst zu thun überlassen, weil keiner unter ihnen zuerst aufstehen kann, und wenn auch, weil keiner dem andern befehlen kann, weil der Meinungen zuviel sind, als daß sie übereinstimmen sollten, weil auch die Menschen getrennt sind, und es nicht verstehen, sich zu vereinigen. Geheißen müssen alle Völker werden, und sagen muß man ihnen, in die Hände geben muß man ihnen, was sie thun sollen. Stellt uns nur an, gebt uns nur Arbeit, sagen sie, und wir wollen gern arbeiten. Ein Gleiches ist mit den überrheinischen Provinzen. Man weiß, wie Theutsch die Niederländer, Kölner, Trierer, Mainzer, Pfälzer sind; aber können sie es denn wagen, gegen die Franzosen aufzustehen? Man muß sie auch nicht bloß aufrufen, sondern sie einrichten. Die Ellsäßer und Lotharinger müssen wieder einige Jahre mit ihren theutschen Brüdern leben, eh man sie bewaffnen kann. Sie haben leider schon in den wenigen Jahren ihr väterliches Haus vergessen, und müssen wieder einige Zeit darinn stehen, um sich nach und nach wieder zu erkennen, daß sie Theutsche sind.

Eh Paris erobert ist, können sich die Burbone nicht zeigen. Die Franzosen dürfen vorher keine Anhänglichkeit äußern, sie werden jene stumm empfangen, und dadurch ist viel geschadet. Die Art des ersten Eindrucks entscheidet. Man muß aber auch nicht glauben, daß die Franzosen von freien Stücken für die Burbone die Waffen ergreifen. Auch sie müssen durch besondere Leute in Reih und Glied gestellt werden.

Ein Hauptgrund — abgesehen vor der politischen Gefahr — daß diese Aufrufe nichts bewirkten, war der Mangel an militärischer Bildung; dem muß also abgehol-

fen werden. Jetzt geschieht es am besten durch die Einrichtung des Landsturms, aus dem man nach Nothdurft die ledige Mannschaft herauszieht. Es wird aber die Stimmung für das Soldatwerden verdorben, und der Zweck, den Eifer zu einem allgemeinen zu machen dadurch verfehlt, daß man bei der alten Art, Soldaten auszuheben bleibt, daß man loosen läßt, und nur wenige fortschickt. In diese Leute kann nothwendig keine Begeisterung kommen, wenn sie sehen, daß die Rettung des Vaterlands nicht allen zur Pflicht gemacht wird, daß sie nicht Vaterlandsvertheidiger wie alle, sondern eben nur Soldaten sein sollen, die sich vor den andern und für die andern sollen todtschießen lassen. Man sollte zur Landwehr keineswegs loosen; sondern alle ledige, wenn man zu große Störung in den Staatsgeschäften befürchtet, mit Ausnahme der Angestellten, seien Landwehr, nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That, d. h. alle werden in Reih und Glied gestellt, bewaffnet, lernen die regelmäßigen Bewegungen 2c. Man theile diese aber so in Bataillone ab, daß diejenigen, welche am leichtesten abkommen können, zusammen kommen, und diese lasse man dann zuerst ins Feld rücken. Keiner wird nun davon laufen, wie es jetzt doch wohl noch geschieht; denn jeder sieht, daß ihm sein Nachbar morgen nachfolgen kann. In der Folge muß aber die allgemeine Bewaffnung für ewige Zeiten eingerichtet werden.

Dazu sind aber allerlei Einrichtungen nöthig. Vor allem muß der Adel wieder zu seiner alten Bestimmung zurückkehren, nehmlich geborner Soldat zu sein. Es ist gar kein Zweifel, daß der Idee nach der Adel der Anführer der Soldaten ist; man murrt mit Unrecht dagegen. Aber dann muß auch die Kriegskunst des Adels Beschäfti-

gung, und einzige Beschäftigung sein. In unsern Zeiten hat der Adel diese seine herrliche und erhabene Bestimmung, welche ihm mit Recht im Militär- und Hofdienst, aber eben darum unmöglich im Civildienst — den ersten Rang anweist, völlig vergessen, hat statt Kriegskunst zu lernen, entweder seine Felder selbst geackert, oder die Rechte studiert, und dadurch gesucht, auch die höchsten Civilstellen im Staat zu erhalten, wie er durch eine verjährte Gewohnheit und ein bei den Fürsten gebliebenes dunkles Gefühl von des Adels Bestimmung, auch noch die höchsten Militärstellen erlangt; obgleich er leider sich nicht mehr auf dieses Studium legt, als andere, und daher auch diese Stelle nicht mehr verdient. Wer seine Bestimmung vergißt, muß auch das Amt nicht wollen. Es ist daher Unrecht, daß man auch jetzt in unserer schweren Zeit, wo jeder gleiches Opfer dem Staat und dem Fürsten gebracht hat, wo jeder von der Kriegskunst gleichviel weiß, oder vielmehr nicht weiß, ja wo das Verdienst der Bürgerlichen größer ist, als welche die Kriegskunst aus eigener Einsicht, aus Liebe für Staat und Fürsten, aus innerem Drang ergriffen haben, während der Adel seine alten, angestammten Verpflichtungen auf die Seite gesetzt hat; es ist daher sagen wir jetzt Unrecht, und vielleicht noch etwas mehr, daß man an manchen Orten ohne weiteres den Adel als Officiere erklärt, bei Soldaten, die jetzt nicht aus Baurenburschen, wie ehmals bestehen, sondern aus Männern der höchsten Bildung, des höchsten Ranges, aus der Blühte und der Krone des Staats, aus Regierungsgliedern, Beamten aller Art, Gelehrten, Professoren, also aus Edlen, unter deren Ruthe gestern der muthwillige, nichts von Kriegskunst, seinem eigentlichen Handwerk, wozu er auf der Welt ist, ahnende und wollende

Junker gestanden, und die nun heute sich sollen von ihm abhunzen und durch Flüche zurecht weisen lassen, dessen Unwissenheit und Uebermuth also einsichtsvolle Männer sollen ihr Leben, das Wohl ihrer vielleicht zahlreichen Familie, das Wohl ihres Staats, für das sie so besorgt sind, daß sie, weit über die Soldatenverpflichtung hinaus, dennoch freiwillig sich zum Opfer bringen, und gemeine Soldaten werden, anvertrauen. Und solche Soldaten sollen nicht auch von Ihresgleichen, nicht auch von vollendeten, gebildeten Männern, sondern von leichtsinnigen, adelichen Knaben, auf denen die Umgehung ihrer Bestimmung haftet, gegen den Feind geführt werden! Welche Vaterlandsliebe, welche Liebe für den Fürsten, welch allgemeiner Sinn kann dabei erstehen.

Dieser unser Eifer geht bloß auf das Verfahren in unserer großen Zeit. Wir haben schon gesagt, daß dem Adel nicht bloß mit Recht, sondern mit Pflicht und Geburt die Officiersstellen gebühren. Ist aber dieses der Fall, so muß er sich seiner Pflicht bewußt sein, und das lernen und werden, was er soll, oder von den Ansprüchen des Adels abgehen. Will ein Adelicher seine Güter selbst bauen, gut; dann habe er aber auch nicht mehr Rechte als jeder andere Güterbauer, will er des Rechts pflegen und Beamter werden, gut; dann mache er aber nicht mehr Ansprüche als ein Beamter. Will er aber Officier werden, dann studiere er auf Gymnasien, dann auf Universitäten mathematische, physikalische, naturhistorische, geschichtliche, und endlich die eigentlichen Kriegswissenschaften; und dann verlange er, daß man ihn einem Bürgerlichen, der gleichviel als er weiß, auch wenn er mehr wüßte, vorziehe, kurz, daß, wenn man nur zwei Officierstellen hätte, er der Officier würde und nicht der

andere: denn sein Handwerk ist, Soldat zu sein, immerwährender Soldat zu sein; der Bürgerliche aber ist es nur für die Zeit des Kriegs.

Der Adel bildet also in Friedenszeiten das stehende Heer des Fürsten: Militärakademieen scheinen uns nicht dem Zweck gehörig zu entsprechen. Der Officier soll nicht bloß sein unmittelbares Handwerk kennen, sondern ein Gelehrter überhaupt sein; wie ein Jurist nicht bloß Rechtshandwerker, ein Geistlicher nicht bloß Kirchenhandwerker, ein Arzt nicht bloß Heilungshandwerker ist, sondern jeder ein Gelehrter, der als Mensch gebildet ist, so der Officier. Er muß daher, eh er seine Standeswissenschaften lernt, die humanistischen absolviert haben, kurz, er muß studieren, wie jeder andere Gebildete, und zuletzt die Kriegskunst lernen, wozu auf jeder Universität eine besondere Facultät sein muß. Studieren die Officiere auf Universitäten, so erhalten sie von andern Wissenschaften auch Kenntniß und Achtung für sie. Diese Wissenschaften sind den Officieren überdieß noch ganz insbesondere nöthig, weil es nicht selten Officiere sind, denen die Verwaltung eines besetzten Landes, denen ein diplomatisches, Gränzen berichtigendes Geschäft übertragen wird, wobei sie sich sodann entweder bloß ungeschickt, oder selbst für ihr Land zu großem Schaden benehmen, wenn sie nichts wissen als einen Haufen Leute zu führen.

Diese Militärstudenten absolvieren wie andere, suchen Anstellung wie andere, practicieren oder vicarieren anfangs bei einem Obersten 2c. wie Juristen oder Theologen, und werden endlich, wenn Platz ist, wirklich angestellt.

Ihre Praxis besteht in der Einübung der Jugend, welche sich drei Jahr lang, zwischen dem 16. und 30. Jahr zu den Waffenübungen zu stellen hat. Man muß den Leu-

ten einen Spielraum zur Wahl dieses Geschäfts lassen, damit ihre private Verhältnisse nicht gestört werden. Wer sich bis zum 30. Jahr nicht gestellt hat, wird dann mit Gewalt genommen, was ihm zu großem Schaden gereichen kann. Drei Jahr lang muß jeder, sich nicht bloß etwa sonntäglich, sondern täglich in den Waffen üben; d. h. er muß wirklich Soldat sein, sich von seiner Heimath entfernt in irgend einer Besatzung befinden Man muß die Leute wenigstens jedes Jahr versetzen und zwar an die verschiedensten Orte Theutschlands, damit sie verschiedene Sitten kennen lernen, und sich vom Haus entwöhnen. Man muß aber die Leute eines Orts beisammen lassen, und die Compagnieen müssen den Namen vom Ort, die Bataillone oder Regimenter vom Amt, woher sie sind, führen. In Schlachten eifert es sehr an, wenn es heißt das Regiment dieser Gegend, die Compagnie dieses Ortes hat sich ausgezeichnet.

Auf diese Art ist jeder Bürger Soldat gewesen, und der Soldatenstand ist nicht mehr die Strafe ungezogener Bursche, und mithin verachtet. Man muß aber niemand länger als drei Jahr behalten, damit der Arbeit und der Bevölkerung die Männer nicht entzogen werden. Nach dem Abschied ist jeder bis zum 40. Jahr verbunden, jeden Sonntag sich zur Waffenübung zu stellen. Dieses muß aber nicht so streng sein, daß deßhalb die Männer nicht verreisen dürften. Nur wer zu Haus ist, stellt sich. Wer über 40 Jahr ist, thut genug, wenn er sich alle Monat stellt, bloß um die Uebungen nicht zu vergessen, um etwa neue Erfindungen in der Kriegskunst zu lernen, und um die Waffen nicht verrosten zu lassen, oder sie gar zu verlieren.

Politik und Moral

Wir Theutsche trennen die Moral von der Politik, und sind bereits so vermoralisiert, daß wir in der Regel das für unmoralisch halten, was politisch ist. Es kommt daher, daß sich die Philosophie einzig der Moral angenommen, aber die Politik, welche bei den Alten einen so wichtigen Theil der Philosophie ausgemacht hat, verloren hat. Die Franzosen wissen besser, woran sie hierinn sind. Gewiß ist: Politik und Moral können nicht getrennt sein, auch kann weder die Moral der Politik untergeordnet sein wie bei den Franzosen, noch die Politik der Moral, wie bei uns; sondern beide haben gleichen Rang, oder vielmehr, was politisch ist, ist auch moralisch, und was moralisch ist, ist auch politisch. Es ist gar kein Zweifel, daß gegen Menschen, die in ein anderes Land ziehen, um es zu verheeren oder um seinem Volk die Freiheit zu rauben, in moralischer Hinsicht alles erlaubt ist, was man gegen sie anwenden mag, wie gegen eine Hyäne, welche unsern Viehstand erwürgt; vielmehr gibt es keine Gesetze der Moral, welche hierinn sprechen: denn ob ich eine Hyäne auf freiem Feld erschieße, oder in einen Stall locke und sie darinn einsperre, also durch freundliche Vorspiegelungen betriege, ist gewiß weder moralisch noch unmoralisch; auch ist gegen die Hyäne keine Pflicht verletzt, wenn ich, statt sie mit einem Streich todt zu schlagen, ihr Klaue für Klaue, Ohr für Ohr abhaue, — aber gegen mich habe ich Pflichten verletzt, die Pflicht der Menschlichkeit, die Pflicht einen menschlichen Charakter zu behalten, und ihn nicht durch Grausamkeit, durch unnöthige Marter so abzuhärten, daß er selbst den andern Menschen gefährlich werden könnte. So also auch gegen den Feind im Krieg. Gegen ihn gibt es keine Moral, sie schweigt, aber gegen

uns gibt es eine. Grad so spricht die Politik. Wir müssen die Vorschriften der Politik befolgen — auch mit unseren augenblicklichen Nachtheil, nicht wegen dem Feind, sondern wegen uns. Es ist unmoralisch, Verträge mit dem Feind zu schließen, um ihn im Vertrauen zu fangen, nicht weil wir eine Pflicht gegen ihn verletzen — wir sind dem Freiheitsräuber keine schuldig, so wenig als dem Mörder im Wald — sondern weil wir eine gegen uns verletzen, indem wir Treu und Glauben vor uns selbst, vor den andern Völkern der Welt, mit denen wir doch leben wollen und müssen, und selbst vor dem Feind, insofern er wieder unter die friedlichen Völker zurücktritt, verlieren, und daher zu befürchten haben; daß entweder diese Völker selbst unsern Untergang als Unwürdige beschließen, oder wir selbst aus innerer Verderbtheit uns aufreiben. Gleiche Gründe verbieten uns Grausamkeit, schlechte Behandlung der Gefangenen rc.

Die Moral verbietet uns aber nicht, einen bewaffneten Franzosen, wo er auch sein, todt zu schlagen. Es ist nichts lächerlicher, als die mitleidige, weibische Behauptung: „die armen Franzosen können ja nichts dafür, sie sind gezwungen, nur Napoleon muß man todt schlagen". So wenig ist politisches Verständniß unter uns, daß wir den Fürsten vom Volk trennen, daß wir nicht einsehen, daß Anführer und Heer ein Leib sind, den man verwunden muß, wo man ihn trifft. Freilich wär es besser, wenn man ihm sogleich den Kopf abschlagen könnte statt der Hare oder der Klauen; allein man haut natürlich das am leichtesten ab, was das Aeußerste ist, also die Glieder. Wer die Beine nicht abhauen will, weil der Kopf gesündiget hat, dem wird der Kopf auf den Beinen davon laufen, und ihn als einen Narren oder Dupper stehen lassen. — Gegen den

Feind ist alles erlaubt, wodurch man sich — im System der gesammten Politik — nicht schadet. Es ist aber nicht erlaubt, das zu thun, was zwar augenblicklichen Vortheil bringt, aber mit der gesammten Politik im Widerspruch steht — wohin wir vorzüglich das Brechen der Verträge rechnen. Wenn man eine ganze Franzosenarmee vergiften könnte, was wäre denn Unmoralisches daran! Unsere Erziehung muß statt eine moralische auch eine politische werden.

Religion.

Ohne Religion, ohne Gefühl für das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, ohne Einsicht in die gänzliche Unterordnung des ersten unter das letzte, ohne völlige Ergebung in die ewigen, unabänderlichen, guten Beschlüsse desselben ist der Mensch ein Taugenichts. Wer nicht von Gott lernt Gehorsam, Bescheidenheit, Vertrauen, Treue, Liebe, Hoffnung, der hat keine Stärke, Gefahren zu trotzen, keinen Sinn, sich einem systematischen Ganzen unter zu ordnen, und andere Menschen zu ehren. Die Religion ist ein wesentlicher Charakter der Menschheit — ohne Gott, kein Mensch!

Aber eben darum, weil die Religion der Menschheit angehört, gehört sie nicht dem Staat an — es gibt keine Staatsreligion, sondern Menschheitsreligion.

Daher hat sich die Religion auch nie an Staaten gekehrt, sich nie in die Gränzen eines Staats einschließen lassen, und sich dermaßen höher als der Staat geachtet (oder vielmehr der Staat selbst hat sie von jeher höher als sich selbst geachtet, weil er sich wegen ihr in die heftigsten Kriege verwickelt, weil er sich wegen ihr selbst in mehre Staaten aufgelöst hat), daß sie nie fragte, wenn sie ein-

zog, ist hier ein Staat oder nicht, ist es ein Staat oder sind es viele; sondern nur sind Menschen da? Das Christenthum hat sich über eine Menge Staaten ausgegossen, der Mohammedanismus ebenfalls, und so jede Religion; nachher haben die sich bildenden Staaten gethan, als wenn die Religion ihnen gehörte, als wenn sie ihr ihren geneigten Beifall geben müßten, um bleiben zu können. Religion und Staat, wir wiederholen es, sind also zwei ganz verschiedene Verhältnisse der Menschen, die gar nichts mit einander gemein haben, und wovon jene eben so hoch über diesem steht, als Gott über der Menschheit.

Der Staat muß es daher nicht wagen, an die Religion zu rühren, er muß es nicht wagen, zu decretieren: diese soll die Staatsreligion sein, jene sollen geduldet werden; noch viel weniger muß er sich in religiöse Anordnungen, Gebräuche ꝛc. mischen, Dinge, die ihn nichts angehen, die sich von selbst aus der Menschheit, aus den geheimen Gefühlen des Menschen entwickeln. Was ein Mensch von Gott fühlt, wie er dieses Gefühl ausdrücken mag, geht niemanden etwas an, was er für Lehren vom höchsten Wesen aufstellen oder glauben mag, geht niemanden etwas an — versteht sich, wenn er nicht dadurch von Bürgerpflichten, z. B. in Krieg zu ziehen, Steuer zu geben, abgehalten wird — mehr als diese zwei Pflichten scheint der Bürger nicht zu haben.

Läßt der Staat die Religion als ein höheres Institut für sich schalten und walten, so fällt aller Zwiespalt zwischen Staaten, oder in einem Staat weg. Daß man diese Regel nicht beobachtete, war Ursache, daß fast in allen Staaten die fürchterlichsten Kriege, Feindschaften, Zerreißungen entstanden. Die Staaten wähnten, es stehe ihnen zu, Religion einzuführen oder zu verbannen, Gebräuche

vorzuschreiben oder zu verbieten. Gott hat sie jedesmal für solchen Frevel an seinem Eigenthum gestraft.

Anwendung auf unser theures Vaterland. Der dreisigjährige Krieg war eine Mißgeburt des unseeligen Wahns, eine Staatsreligion haben zu wollen oder zu müssen. Daß dieser Wahn uns arme Theutsche entzwei gerissen hat, daß aus dieser Sonderung in zwei Hauptreligionen alle Trennung der theutschen Fürsten, vorzüglich ihr Streben, vom Kaiser, ihrem Schutz loszukommen, entsprungen ist, hat man in nnserer Zeit, wo jeder Theutsche nach Vereinigung seufzt und schreit, in allen Winkeln Theutschlands geprediget. Aber ein taugliches Mittel dagegen hat kein Mensch vorgebracht. Die einen riethen Rückkehr der Protestanten zur Mutterkirche, der katholischen, die andern schlugen eine Art Vergleich vor, wobei jede Kirche etwas nachlassen und annehmen sollte, und noch andere wollten es bei der Trennung lassen, indem sie, wie es schien, bloß die Widerspenstigkeit beider Theile dabei im Aug hatten. Diese haben auch allerdings recht; denn mit der an allen Ecken ausposaunten und angehefteten Toleranz steht es so schlecht, daß, fiel ein einziger Funken, der dreisigjährige Krieg aufs neue losbräche, und beide Partheien sich mit derselben Wuth zerfleischen würden, wie vor kaum 200 Jahren.

Von Aussöhnung, Vergleichung rc. bei Religionen zu reden, heißt die Religionen nicht kennen, heißt sie wie Staatsverträge ansehn, die man willkührlich abändern kann. Diese sind aber Verträge von Menschen mit Menschen, jenes sind Verträge Gottes mit Menschen, und fallen nimmermehr unter die Entscheidung eines Staats. Was übrigens die Trennung oder Verschiedenheit der Religionen betrifft, so würden wir auch dafür stimmen, daß

Katholicismus und Protestantismus in Theutschland neben einander fortdauern sollen, wenn dieses Stimmen irgend zu unsern Rechten oder Verfügungen gehören könnte, und zwar aus einem ganz schlechten Grund (damit der Einzele nach Nothdurft zu diesem oder jenem seine Zuflucht nehmen kann) — denn einen guten wüßten wir nicht aufzufinden, da unsere Religionstrennung ganz gewiß Ursache alles unsers Unglücks, unserer innern Entzweiung, unserer lockern Verbindung mit dem Kaiser, unserer endlichen Unterjochung war, und sicher Ursache nachfolgender, bald nachfolgender, ja sogleich nach dem Frieden gewaltig und stürmend hereinbrechender Uneinigkeiten, Lossagungen, Aufkündungen vom Gehorsam, Rangstreitigkeiten, und wie die Furien alle heißen, welche seit der Religionstrennung über Theutschland schweben, sein wird, wenn — könnt ich es als Theutschlands Herold so laut rufen, daß alle im Osten und Westen, Süden und Norden schlafenden Theutsche davon aufgeschreckt würden — wenn, hört es! wenn diese Religionen Staatsreligionen bleiben.

Erklärt, daß die Religion nicht zur Behörde des Staats gehört, so sind in Theutschland nicht mehr zwei Religionen; es ist keine mehr darinn, sie sind in der Menschheit.

Aber, wird man sagen, sollen wir einer fremden kirchlichen Macht, z. B. dem Papst Rechte in unsern Landen einräumen? Wer keinen Boden in eurem Land und keine physische Macht darinn hat, hat auch kein Recht darinn. Der Papst hat nur Recht auf Religionsgebräuche, und diese können euch wohl gleich gelten. Billig stehe einer Religion ein Oberhaupt vor, damit Einheit und Frieden bleibe: denn eine Religion mit besondern Oberhäuptern

in jedem Land, wird bald nach den Staatszwecken umgemodelt werden, und nichts weiter als eine Staatsanstalt wie jede andere, z. B. Postwesen, Steuerwesen sein, und wird noch früher gar eine Finanzanstalt oder eine Gängelanstalt werden, also keine Gottesanstalt mehr sein. Der Staat habe keine Religion, denn er zerstört sie. Was die von den Staaten unabhängige Religion für Wohl und Sicherheit den Staaten erweist, wie sie die einzige Mauer gegen Despotismus und Universalmonarchie ist, habt ihr doch alle mit Erstaunen und in Demuth an dem heiligen, ruhigen, unblutigen Kampf Pius des Siebenten mit dem französischen Despoten, mit dem Weltnarren gesehen, und erkannt und gepriesen, und darum diesen Papst schon bei seinem Leben als Märtyrer verehrt und als Heiligen canonisiert.

Es folgt aber aus dem Gesagten nicht, daß der Staat an der Religionsausübung keinen Theil nehmen soll. Er soll sich nur nicht darein mischen, sondern Theil nehmen, wie jeder einzele fromme Mensch. Er kann allgemeine Gebette wünschen, kann seine Krieger in die Kirche führen, soll die Fahnen weihen lassen ꝛc., dadurch zeigt der Staat dem Volk, daß er seine Religion anerkennt und ehrt, nicht durch Einschränkungen, Anordnungen, Verbietungen des Ritus, der ihn, so fühlt es das Volk, nichts angeht. Was der Staat mit der Religion zu thun hat, ist völlig gleich dem, was der einzele Mensch damit zu thun hat, nicht zu befehlen, sondern sich Trost zu holen, nicht mit Gewalt zu ändern, zu zertrümmern oder aufzubauen, sondern etwa Vorschläge zu thun. Es war daher ein großer Fehler, daß man ohne Schonung die Klöster zerstörte, die Geistlichen als Tagdiebe heruntersetzte, ihnen den Bettelstab gab, und sie aus dem Land jagte. Solche Sünden

werden früh oder spät bestraft, und leider sind sie bei uns schon fürchterlich bestraft. Da, kann man sagen, hat Gott die Strafe auf dem Fuß nachgeschickt. Wo sind nun die den Klöstern genommenen Reichthümer? Zum Theil in den Händen der Juden, zum Theil zersplittert, um die Zertrümmerung des Alten, Ehrwürdigen zu unterstützen. Wo sind die vielen Bibliotheken, Naturaliensammlungen, physikalischen Apparate der Klöster? Jene sind pfundweis an Käskrämer verkauft, diese stecken in Residenzen zur Pracht auf einander gehäuft, wo sie höchstens einigen wenigen die Zeit vertreiben, während sie vorher, in vielen Gegenden vertheilt, allgemeinen Unterricht beförderten. Wo sind die prächtigen Klostergebäude? Einige sind stockende Fabriken für ein Spottgeld gekauft, andere und zwar die meisten folgen den alten Burgen nach, um früh als Zeugen unserer aufgeklärten Zerstörungswuth zu sprechen. Die Klöster waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land, und die welche es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unsere Staaten doch einmal alles nur insofern dulden wollen, als sie Geld aus ihm pressen können. Aber hätten denn die Klöster nicht auch stehen bleiben können aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Bestimmung? Waren sie es denn nicht, welche zuerst den Boden bauten, das Volk unterrichteten, die unwissenden Fürsten leiteten, ihre Geschäfte führten, eine milde Religion, mit ihr Sitte, Wissenschaft brachten? Was wären wir denn ohne unsere Klöster? Gewiß noch halbe wilde Germanen! Hat denn die neue Welt keine Gefühle mehr für Dank, für ehrwürdiges Alter? Will sie denn die Greise umbringen, weil sie nicht mehr arbeiten können? Sieh! da schreit einer: die Päpste, die Klöster, die Pfaffen haben auch viel Unglück angerichtet, haben nach der

weltlichen Herrschaft getrachtet, haben die Religionslehren entstellt, haben ihr Wesen in äußere Gebräuche gesetzt, haben das Volk absichtlich in Unwissenheit gelassen, haben Kaiser und Könige mißhandelt, haben ein sittenloses Leben geführt, haben — — Sag mir doch, weißt du einen Stand, in dem nicht Menschen dasselbe und noch viel Schlimmeres gethan haben? Würdest du nicht auch Kaisern und Königen befehlen wollen, wenn du könntest? Ist es denn wahr, daß alle Handlungen der Päpste und Geistlichen immer schlechte Absichten hatten, wie es nun Mode zu schwatzen ist? Soll denn ein Papst, der Oberhaupt von vielen Millionen Christen ist, die über die ganze Erde, in alle Staaten verbreitet sind, und von allen Staaten Neckereien ohne Zahl erleiden, weil diese Staaten sich einbilden, es gehöre alles, auch Gott selbst vor ihr Forum, soll ein Papst keine Politik haben? Wahrlich! es ist jämmerlich das Geschrei unserer Kirchenhistoriker; denn es ist das Geschrei wie von unverständigen Kindern!

Wenn einmal der Staat nur Geld von den Klöstern haben wollte, so mochte er sie mehr besteuren; wenn er aber den Nutzen von ihnen wollte, den sie wirklich leisten können, so mußte er ihnen die gehörige Einrichtung geben. Wie viele Klöster wollten Erziehungsanstalten, Schulen anlegen — durften sie denn? Man wollte also nicht ihren guten Willen, man wollte nicht ihren Nutzen — man wollte nur ihr Geld, und um dazu zu gelangen, tödtete man die Bienen, wie ungeschickte Zeidler. Mit welch schönem, weisem, wohlthuendem Beispiel geht auch hierinn Oestreich voran! Wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen von der zerstörenden Aufklärerei zurückgekommen, froh sein werden, wenn in die schon verfallenden, Fledermäusen und Eulen zur Wohnung dienenden

Klostergebäude wieder Geistliche einziehen, und ihren Chor zum Lob Gottes und zur Erbauung des Volks anstimmen.

Und wenn endlich die Klöster jetzt gar keinen andern Zweck hätten, als daß im Dienst des Staats, oder in der Sorge für ihre Kinder ergraute, oder durch Unglück weltsatte Menschen darinn Zufluchtsörter fänden; so wäre dieses doch wahrlich Wohlthat genug für Menschheit und Staat, der seine Diener doch kaum kärglich jubilieren kann.

Ist der Geist des Zeitalters nicht mehr für die Klöster, so werden sie von selbst aufhören, aber nach und nach, so daß die Gebäude Käufer finden, oder zu Staatszwecken benutzt werden können, was bei der allgemeinen Mönchsstürmerei nicht möglich gewesen. Uebrigens nennt man auch oft Zeitgeist, was Anlegung der Regierungen ist, wie z. B. der Schweizer, welche, um die Klöster aussterben zu lassen und sie zu erben, jeden aufzunehmen verbieten, der nicht mehre Hundert Gulden mitbringt, als wenn die Klöster auch nichts anders als Finanzanstalten wären. Wo nur Geld der Staaten höchster Gott ist, da muß freilich Religion, Bildung, Freiheit, Handel zu Grund gehen; wenn alle Gesetze unter den Finanzgesetzen stehen, dann darf man sich nicht wundern, daß es keine Gesetze, sondern nur Forderungen, nur Verbote und Erlaubnisse gibt.

Sollte sich jemand getrieben fühlen, neue Religionslehren oder Gebräuche, oder eine ganz neue Religion aufzustellen, so möge er es thun. Wenn sie den Menschen zusagt, so werden sie sie ergreifen, wenn nicht, fallen lassen.

Um die Religionspartheien in Theutschland nach und nach auszusöhnen, oder unmerklich zu vereinigen, müßten nach und nach neue Kirchengebräuche eingeführt werden, die bisher keine Kirche hatte, und die nun beide gemeinschaftlich bekämen.

Abgesehen von diesem Zweck, halte ich dafür, daß wieder wirkliche, blutige und unblutige Opfer, neben dem sogenannten unblutigen, welches im Grund nur Symbol des Opfers ist, daß Naturopfer eingeführt werden sollten. Es gibt keine tiefere und schönere und heiligere Idee von Unterwürfigkeit unter eine höhere Macht, von der Anerkennung, daß man alles von ihr habe und ihr danke, daß man ihr alles, auch sein Liebstes und Theuerstes schuldig sei und ihr anvertraue, als das wirkliche Opfer, das Legen auf den Altar des Herrn der Erstlinge seiner Arbeit und Sorge, der Erstlinge, die jedem das theuerste Geschenk des Himmels sind. Es gilt völlig gleich ob diese Erstlinge viel oder wenig werth sind, ob sie ein Körbchen voll Obst, oder ein Kalb, oder ein Lamm, oder ein Paar Tauben sind: denn nicht die Sache macht die Religion, sondern die Idee, der Sinn der Gabe. Wer nur einen Garten hat, und seine ersten Früchte dem Altar opfert, der thut so viel, als wer ein Kalb opfert: er bietet Gott die ersten Früchte seines Fleißes an, er sagt ihm: Guter Gott! Alles was ich habe, ist von dir; daß ich arbeiten kann, ist von dir; du gibst mir Leben und Kräfte dazu; alle Freude, die mir meine Erzeugnisse machen, kommt von dir! Ich weiß und erkenne das, und daß ich es zu erkennen im Stand bin, kommt von dir. Alles was ich erziele, sollt ich dir darbringen; aber weil du gränzenlos gut bist, willst du auch, daß ich so viel behalte, als ich zu meinem Leben, Arbeiten und deinem Lob nöthig habe. Ich komme daher vor dich, um dir nur mein Erstes, mein Liebstes zu geben. Ich bin nicht würdig, daß ich es genieße; daher lege ich es hieher auf den Altar, und lege Feuer darunter, damit sein Wohlgeruch zu dir aufsteige, der du in den Höhen über uns und über allen Sternen

wohnst — oder ich bringe es deinen Dienern, unsern Priestern, damit sie zur Ausbreitung deines Ruhmes und deiner Anerkennung erhalten werden. Das Theuerste, was ich habe, ist mein erstgebornes Kind, und willig würde ich es dir opfern, wenn ich nicht durch deine Gnade so gebildet wäre, daß ich einsehe, du gibst das Leben nicht, um es wieder zu nehmen, du willst nur, daß der Geber anerkannt sei. Zum Zeichen dieser Anerkennung und meines Dankes trage ich in dein Haus das Bild meines Kindes nur von Wachs, aber von vielbedeutendem Bienenwachs geformt. Nimm es als ein Zeichen meiner Unterwürfigkeit an, und gebe meinem Kind Gedeihen zu meiner und deiner Freude. — Bester Vater! du hast mich gestern von meinem augenscheinlichen Untergang gerettet, indem ich mich zu leichtsinnig der Gefahr ausgesetzt habe; ich danke dir dafür, und damit auch andere Menschen, deine Kinder wissen, daß du ein so wunderbar rettender Gott bist, hänge ich dieses Gemälde von meiner Gefahr in dein Haus auf zum ewigen Andenken an meinen Wohlthäter. — Du, ewiger, allweiser, allmächtiger, langmüthiger Fürst und Herr aller Fürsten und Herren! Du hast uns zwar lang, aber nach Verdienst gezüchtiget, indem du uns in die Ketten eines fremden Despoten fallen ließest: du hast aber auch gesehen, daß wir diese schimpfliche, unser und deiner unwürdige Unterjochung fühlten, erkannten und uns aufrafften, um die Ketten zu brechen, das Joch abzuwerfen. Dazu hast du uns Sinn und Verstand und Stärke gegeben, und dem Zerstörer Hochmuth und Verrückung seines Sinnes. Wir sind nun wieder freie Menschen, und beten dich wieder mit Freude und Frohlocken und gutem Gewissen an, da wir vorher aus Vergessenheit unser und deiner, aus Furcht und Scham es nicht mehr wagten, vor dich zu

kommen, um dich um Hülfe anzuflehen, die du uns dennoch, vorsehend unsere Besserung, so groß und herrlich gesendet hast. Darum sei auch dein Name und dein Dienst groß unter uns! Darum wollen wir dir einen Tempel und ein Wahrzeichen bauen, wie deren nie die Welt gesehen. In der Mitte Theutschlands, auf dem höchsten Gipfel unserer Berge sollen sie emporsteigen so hoch, daß sie von allen unsern Nachbarvölkern können gesehen werden, damit sie erkennen, wie groß Gott unter uns geachtet sei, und sie zurückgeschreckt werden von der Einheit eines solchen Volks, daß für Gott so Großes zu unternehmen fähig ist, so weit, daß alle Erstlinge Theutschlands darinn oder darauf Platz haben, und jährlich sich die Jahreszahl deiner Männer daselbst zu deinem Dienst sammeln könne. Da sollst du unter allen Religionsformen gelobt und gepriesen werden, jeder erfinde, was er kann, jeder opfere was er hat. Da sollen dir nicht Lämmer und Kälber, es sollen dir Stiere, Garben und Wein geopfert werden, womit du Theutschland gesegnet hat. So wird das Andenken an unsere Befreiung, an unsere Befreier, an unsere Kraft in unsern Enkeln erhalten werden, und sie werden auch stark bleiben, um alle Unterjochung von sich abzuhalten, damit du immer der einzige Herr deines Volks seiest! Amen.

Denkmal
an
Theutschlands Befreiung.

Ist der Krieg mit dem Feind der menschlichen Freiheit vollendet, ist er gedemüthiget und gezwungen, uns unsere Gränzen wieder zurückzugeben, dann werde Hand an das große Denkmal unserer Befreiung gelegt: eine Pyramide 1000 Fuß lang, breit und hoch steige in der Mitte Theutschlands auf dem höchsten Fichtelberg, dem östlichen Schneeberg (3700') über die Wolken empor, ein Tempel 1000 Fuß lang und breit bedecke den Nachbar des Fichtelbergs, und dieses Zwillingspaar sei das Sinnbild unserer leiblichen und geistigen Kraft, unserer Tapferkeit und Religion.

Jedes Denkmal muß etwas sein, was für alle menschlichen Geschäfte unbrauchbar ist, damit der Wanderer verwundert frage: „Wozu mag man so etwas gebaut haben. Hier kann weder Gott noch Mensch noch Thier wohnen; es muß also etwas besonderes bedeuten, es muß etwas Großes vorgefallen, etwas Wichtiges unter dieser Steinmasse verborgen sein.“ Solche Rede muß ein Denkmal hervorbringen, wenn es ein Denkmal sein soll. Kirchen, Kapellen, oder gar Armenhäuser sind keine Denkmäler; der Wanderer wird daran vorübergehen, und denken, sie sind

dazu bestimmt, was sie sind, oder er wird hinein gehen, und sein andächtig Gebett verrichten, und denken, dazu sei die Kirche da. Darum ist nichts lächerlicher, als wenn man selbst von angesehenen Männern ließt, wie sie zu Völkerdenkmälern fromme Stiftungen, Spitäler, Kapellen oder gar griechische Häuslein vorschlagen. Das einzig zwecklose Gebäude ist die Pyramide, mithin das einzige Denkmal! Bedenkt nur, wie ihr grübelt, um zu erfahren, wozu die aegyptischen Pyramiden sind; wie ihr sogar Stollen und Schachte in sie geführt, um zu finden, was sie so laut sagen: Wir sind Denkmäler großer Thaten unseres Volks.

Zum Pyramidenbau würde man jetzt am füglichsten die Hunderttausende von gefangenen Franzosen verwenden können. Man baue ihnen auf dem Fichtelgebirg Hütten, lasse sie Steine graben und behauen, die Bergspitze ebenen, den Grund graben, die Steine hinaufschaffen ꝛc. Die Diagonale der Pyramide stehe im Meridian, damit jede Seite von der Sonne beschienen werde.

Jeder Stein sei so schwer, daß er nicht von menschlicher Kraft ohne Werkzeuge bewegt werden könne. Dieses verhindert muthwillige Zerstörung an der Pyramide. Jeder Stein habe daher wenigst drei Fuß kubisch. Die Höhe bekommt 333 Steine, mithin ebensoviel Stuffen, auf denen fast eine Million Menschen, soviel als in Theutschland jährlich geboren werden, stehen können, um den mit Preisen zu lohnenden Schauspielen, Kampfspielen, Wettrennen, -Reiten, -Fahren, Tanzen ꝛc. zuzusehen, welche Spiele jährlich vom 16 October an 8 Tage fort gehalten werden, und wozu jeder theutsche Mann in seinem Leben einmal wallfahrten muß. Auch werden die Producte des Gewerbfleißes hier ausgestellt, und die Preise dafür

vertheilt. Der oberste Stein der Pyramide wird nicht gelegt, damit oben ein breiterer Platz sei, um während der 8 Nächte Feuer darauf unterhalten zu können, welches über alle Gränzen Theutschlands hinausleuchten, und der ganzen Welt die Freude verkünden wird, welche sich am Jahrestag der Befreiungsschlacht der Theutschen bemächtiget.

Auf jedem der äußern Steine werden einige Namen derer eingehauen, welche in diesem Krieg gedient haben. Alle Namen und Geburtsorte aller Soldaten haben leicht Platz auf dieser Steinmenge. Die unterste Lage zählt 333 . 333 = 110,889 Steine. Die nächste Lage nimmt ringsum um eine halbe Reihe ab, daß also nur 332 Reihen bleiben, mithin 2 . 332 = 664 + 1 Steine weniger sind u. s. f. Da jede Stufe einen Stein weniger bekommt, und es 333 Stuffen sind, so ist die Zahl der Steine einer Pyramidenseite $= \frac{333^2}{2} + \frac{333}{2} = 55{,}611$, folglich alle vier $= 4 . 55{,}611 - 3 . 333 = 221{,}445$, auf welchen wohl eine Million Namen, und 664,335 (weil eine Stuffe $\frac{1}{2}$ Stein breit wird) Menschen Platz haben. Man kann an schicklichen Stellen Vorstellungen von Schlachten, oder Helden, Fürsten in erhobener Arbeit anbringen. Der Platz um die Pyramide wird ohnehin mit Bildsäulen geziert.

Gegenüber auf dem niedreren Ochsenkopf (3600') wird der Bundestempel erbaut, auch 1000 Fuß ins Gevierte, der mithin nebst den Vorbühnen auch gegen eine Million Menschen faßt, mit einem Münster, so hoch als möglich. In ihm werden alle Arten von Gottesdienst gehalten: denn er ist nicht Tempel einer, sondern aller Religionen. In ihm werden die Blühten der Künste und Wissenschaften ausgestellt, geistige Wettkämpfe gehalten, und da die

Preise dafür vertheilt. Die Preise seien nicht bloß Geld, sondern Denkmünzen, Degen, Panzer, Wappen, goldene Ketten, Eichen- und Lorkränze, Palm- und Myrthenzweige. Selbst größere Belohnungen, welche Fürsten ihren Dienern geben wollen, sollen bis auf dieses Fest aufgeschoben werden, so Verleihungen von Orden, Ritterschlagen, Schenkungen von Besitzungen, selbst die Krönung der Kaiser. An Ostern ist dasselbe Fest zur Erinnerung an die Hermannsschlacht. Das Wohnungen drum herum gebaut werden, muß man nicht dulden.

Denkmäler sind Volksgeister.

F e h l e r.

S. 105 Z. 9 v. u. setze: nicht zerreißen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oken, Lorenz,

Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Theutschland

Jena 1814

Germ.g. 335
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016727-8